

BEITRÄGE  
ZU  
JULIUS MOSENS ERINNERUNGEN

VON  
DR. MAX ZSCHOMMLER,  
GYMNASIALOBERLEHRER.

WISSENSCHAFTLICHE BEILAGE ZU DEM PROGRAMME DES KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS ZU PLAUEN I. V.  
OSTERN 1891.



PLAUEN I. V.  
GEDRUCKT BEI MORITZ WIEPRECHT.

1891.

1891. Prgr.-No. 539.

*gpe*  
*1* (1891)

539



BEITRÄGE  
ZU  
JULIUS MOSENS ERINNERUNGEN

VON  
DR. MAX ZSCHOMMLER,  
GYMNASIALOBERLEHRER.

WISSENSCHAFTLICHE BEILAGE ZU DEM PROGRAMME DES KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS ZU PLAUEN I. V.  
OSTERN 1891.



PLAUEN I. V.  
GEDRUCKT BEI MORITZ WIEPRECHT.

1891.

1891. Prgr.-No. 539.





BEITRÄGE

HEFT 10

DE W. J. SCHMIDT

VERLAG VON WESTFÄLISCHES VERLAGSWESSEN

OSTERHAGEN 1931

HEFT 10



## Beiträge zu Julius Mosens Erinnerungen.

**H**ern der Heimat, die er durch seinen im Jahre 1844 erfolgten Umzug aus Dresden nach Oldenburg verlassen, „dicht vom rieselnden Nebelschaum der Nordseeküste und mehr noch von wechselnder Schwermut umhüllt, welche ja mit langem Siechtum unzertrennlich ist, suchte Julius Mosens erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und fand sie in der Erinnerung an seine Jugendtage und die erlendurchzogenen Thäler seiner Heimat.“<sup>1)</sup> So entstanden die „Erinnerungen“, die trotz ihres geringen Umfanges „der hohen, künstlerischen Reife wegen, die sich in ihnen offenbart,“<sup>2)</sup> zu dem Besten gehören, was der Dichter geschrieben. Wenn man diesen herrlichen Rückblick auf vergangene, glückliche Jugendtage gelesen, und dies ist schlechterdings notwendig, will man den folgenden Zeilen einiges Interesse abgewinnen, so wird man entzückt gewesen sein über die reizende Schilderung eines einsamen vogtländischen Dorflebens und Lehrerheims, aber auch enttäuscht, das so schön begonnene Werk unvollendet aus den Händen legen zu müssen. Gar zu gern hätte man mehr erfahren von des Dichters weiteren Jugendschicksalen, seiner Gymnasialzeit; von seinem Vater, dem wackeren Schulmanne; dem gefürchteten Jäger, seinem Grossvater — vergeblicher Wunsch, die „Erinnerungen“ brechen plötzlich ab mit der Beschreibung der Reize einer vogtländischen Dorfkirchens.

Seit der Errichtung eines Mosendenkmals in Plauen i. V., dessen städtische Lateinschule der Dichter von 1817—1822 besucht hat, ist die Teilnahme an dem einstigen Lieblinge des deutschen Volkes wieder neu belebt worden. Es ist ein Ruhm für die genannte Stadt sowie für das durch sie vertretene Vogtland, das Andenken an einen deutschen Dichter wieder wach gerufen zu haben, dessen Name wohl durch leicht ersichtliche Umstände eine Zeit lang vergessen werden konnte, dessen Lieder aber, wie einer seiner schärfsten Beurteiler sagt, „den erstarrenden Hauch der fernsten Jahrhunderte überdauern werden!“<sup>3)</sup>

Man wird deshalb auch Bestrebungen gut heissen können, die darauf ausgehen, die Persönlichkeit des Dichters in der körperlichen und geistigen Entwicklung des Knaben, in der strotzenden und übermütigen Kraft des Jünglings, seine Jugendzeit im Geburtsorte wie auf dem Gymnasium genauer kennen zu lernen,<sup>4)</sup> kurz, seine „Erinnerungen“ zu vervollständigen; denn diese in der vogtländischen Heimat verbrachten Jahre sind es, welche die Eigenart seines Geistes gebildet, ihm jene Naturseligkeit, jenen träumerischen, für Waldesdunkel, Wiesengrün und Bachesrauschen schwärmenden Hang gegeben, „jene eigene, unerklärliche Mischung von grosser Natürlichkeit und einem gewissen ätherischen Element, die vor und nach ihm ohne Beispiel geblieben ist. Die lebendig gewordene Naturseele jauchzt und schluchzt durch seine Lieder hindurch, und der tiefe, einsame Zauber der vom Winde leicht bewegten sonnigen Ährenfelder oder des schweigenden, von grüngoldigen Lichtern durchstreiften Waldes ist in ihnen verklärt. Sie sind innig und glühend heiss, oder dunkel, frisch und kühl wie die Natur selbst, die sie besingen.“<sup>5)</sup>

Ist der Lebensgang dieses vogtländischer Berges- und Waldesluft entsprossenen Dichters wenigstens in seiner Heimat als bekannt vorauszusetzen, so sei er doch, des Verständnisses dieser Arbeit wegen, nochmals kurz dargestellt.

<sup>1)</sup> Julius Mosens, Erinnerungen. Sämtliche Werke, 8. Band. Oldenburg 1863.

<sup>2)</sup> Cajus Möller, Julius Mosens gesammelte Werke, besprochen im Orion, Monatsschrift für Literatur und Kunst. Hamburg 1864, 4. Band.

<sup>3)</sup> Cajus Möller, Orion.

<sup>4)</sup> „Über die Gymnasialtage des Dichters sind wir durch keine nähere Mitteilung unterrichtet.“ Adolf Stern, Julius Mosens, Grenzboten 1881 Nr. 1.

<sup>5)</sup> Cajus Möller, Orion.

Geboren am 8. Juli 1803 in Marieney bei Schöneck im sächsischen Vogtlande, verlebte Julius Mosen die Jugendjahre im Elternhause, besuchte hierauf von 1817 bis 1822 das Gymnasium in Plauen, dann die Universität zu Jena. 1824 am 8. Mai verliess er mit seinem treuen Freunde Dr. Kluge Jena und ging, da „nach dem Tode seines Vaters die Fortdauer seiner juristischen Studien zweifelhaft geworden war,“<sup>1)</sup> nach Italien, kehrte nach fast zweijährigem Aufenthalte daselbst wieder zurück, um in Leipzig von neuem Jura zu studieren. 1828 machte er daselbst seinen Staatsexamen. Den juristischen Vorbereitungsdienst bestand er in Markneukirchen bei dem Rechtsanwalt Schweinitz, dem Freunde seines verstorbenen Vaters und Paten seines jüngsten Bruders Gustav. Im Herbst 1831 ging er als Aktuar an das Patrimonialgericht zu Köhren, übernahm 1834 eine Rechtsanwaltschaft in Dresden, um 1844 die Stelle eines Dramaturgen am Hoftheater in Oldenburg anzutreten.

War es nun auch zunächst keine leichte Aufgabe, in der Heimat selbst Stoff zu dem oben angegebenen Zwecke zu sammeln, da ja einige Menschenalter seit der Jugendzeit Julius Mosens verflossen sind, so zeigte es sich doch nach mehrfacher, eifriger Nachfrage, dass hier und da noch einer lebte, der von dem schwarzgelockten Jünglinge zu erzählen wusste; das Gymnasialarchiv gab einige interessante Mitteilungen, insbesondere aber waren von dem allergrössten Werte die von Herrn Oberbibliothekar Dr. Reinhard Mosen, dem Sohne des Dichters, gütigst zur Verfügung gestellten Briefe aus seines Vaters Gymnasial- und erster Studentenzzeit, sowie eine Aufzeichnung von Jugenderinnerungen, die sich in den Papieren von Julius Mosens nächstältestem Bruder Eduard Aemil, weiland Pfarrers in Zschopau, fand.

Eduard Aemil Mosen<sup>2)</sup>, des öfteren in seines Bruders Julius Erinnerungen erwähnt, war geboren am 5. August 1806, verliess 1820 seine vogtländische Heimat, um als Alumnus in die alte, berühmte Thomasschule zu Leipzig einzutreten. 1823, während seiner Gymnasialzeit, starb sein Vater. 1827 widmete er sich unter vielfachen Sorgen und Entbehrungen, da er das ihm angebotene Schulamt seines verstorbenen Vaters nicht annehmen wollte, in Leipzig dem Studium der Theologie, wurde 1836 Diakonatsvikar, 1839 Diakonatssubstitut in Pegau, dann Pfarrer in Stöntzsch und 1859 Pastor in Zschopau, wo er in der Nacht vom 1. zum 2. Osterfeiertag 1884 starb. Von Tausenden beweint, bleibt er allen, die ihn kannten, zu denen der Schreiber dieser Zeilen sich zu rechnen das Glück hat, unvergessen. Die beiden Brüder Julius und Eduard Mosen ihrem Geist und Wesen nach zu vergleichen, ist nicht der Zweck dieser Arbeit; sie kurz zu kennzeichnen, genüge es, den Schluss des bekannten Gedichtes des ersteren, „Segensspruch des Alten“ überschrieben, anzuführen:

Geb' dir Gott, mein herzig Kind,  
Eduard, Eduard, viele Gnade!  
Du bist sanft wie eine Taube,  
Ein unschuldig reines Lamm;  
Gebe Gott dir allen Segen!  
Du warst mir in meinem Alter  
Eine Blume auf der Aue,  
Gott bescher' dir schöne Tage,  
Bess're Zeiten nach den schlimmen!  
Und mein Uli? Weine nicht,  
Du viel kecker Herzensknabe,  
Du viel wackrer junger Held!  
Du warst mir ein starker Stab  
In den schwachen, alten Tagen:  
Gott geb' Dir sein grösstes Heil —  
Auf dem Blachfeld — jungen Tod.<sup>3)</sup>

Die nachgelassenen Erinnerungen der beiden Brüder sind verschiedener Art, Poesie und Prosa. Während in denen Julius Mosens ausser der wundersamen Phantasie des Dichters, der sich

<sup>1)</sup> Dr. Reinhard Mosen, Julius Mosens Biographie. Sonderabdruck aus Mosens sämtlichen Werken, neue Ausgabe. Leipzig 1880.

<sup>2)</sup> Vergleiche Otto Rade, Zum Gedächtnis von Ed. Aem. Mosen. Zschopau 1884.

<sup>3)</sup> Wenn dieser Wunsch nicht am Dichter selbst seine Erfüllung fand, so traf er doch ein bei dessen Sohn Erich, der, nachdem er schon 1866 den Feldzug als Kriegsfreiwilliger mitgemacht, 1870 in der Schlacht bei Mars la Tour den Heldentod für das Vaterland starb. (Vergl. Reinh. Mosen, Biographie S. 18).

so gern eine andere, schönere Welt aufbaut, der wehmütige Hauch des Heimwehs und der Sehnsucht nach den gesunden Jahren der Kindheit die Feder leitet, haben wir in den Aufzeichnungen seines bis in das hohe Alter rüstigen Bruders, der es sich zur Regel gemacht hatte, jährlich einmal ein paar Wochen in seinem geliebten Vogtland zuzubringen, die mit grossem Fleisse niedergeschriebenen Eindrücke und Erlebnisse der Kindheit, eine bis ins einzelne gehende Schilderung des Lebens in und ausser dem Hause, die allerdings auch nicht frei von mancherlei Irrtümern ist, denn der Verfasser brachte sie erst in den späteren Lebensjahren zu Papier, einer Zeit, die bekanntlich beim Malen der Vergangenheit der Phantasie hellere Farbentöne aufdrängt, als sie die rauhe Wirklichkeit gestattet hätte. Trotz der Fehler, trotz einiger falschen Zeitangaben sind diese Aufzeichnungen von unübertrefflichem Werte. Manche Bekanntschaft, die wir in den Erinnerungen Julius Mosens gemacht, tritt schärfer hervor; von diesem und jenem, besonders den Eltern des Dichters, erfahren wir mehr; Neues, z. B. die Schreckenszeit des Krieges, die bei Julius Mosen fast unerwähnt bleibt, aber doch so ausserordentlich auf ihn eingewirkt hat, zieht in lebendiger Schilderung an unserem Auge vorüber.

Da Eduard Mosens Aufzeichnungen in einer schwer lesbaren Handschrift geschrieben sind, ist es nicht möglich gewesen, alles zu enträtseln, doch bleibt immerhin des gewonnenen Stoffes so viel, dass man dem braven Pfarrherrn noch im Tode ein „Habe Dank“ nachrufen muss.

Herr Dr. Paul Uhle in Chemnitz, der Schwiegersohn des Verstorbenen, hat die Freundlichkeit gehabt, dem Schreiber dieses das Manuskript zu überlassen und ist es letzterem eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle dieses freundlichen Entgegenkommens sowie der ihm schon so oft bewiesenen Liebenswürdigkeit und Freundschaft des Herrn Oberbibliothekar Dr. Reinhard Mosen in Oldenburg dankbar zu gedenken. Ebenso gilt es, allen denen zu danken, und ihrer sind nicht wenige, die in zuvorkommendster Weise die vielfachen Anfragen mündlicher und schriftlicher Art, die zu stellen notwendig waren, bereitwilligst beantwortet haben. Diese Freundlichkeit vieler Herrn in und ausserhalb des Vogtlands hat so manches Dunkel gelichtet, so manches zu dieser Arbeit beigetragen. —

Die Familiensage bezeichnet als den Stammvater des Geschlechtes Mosen einen Griechen, namens Mosyn,<sup>1)</sup> der Professor in Prag gewesen und den Namen ins Deutsche übersetzt haben soll. Später erscheint Plauen als Ausgangspunkt und, wie die Überlieferung berichtet, ein Sammetweber aus England als Haupt des Stammes. Ein Nachkomme desselben soll Stadtmusikus in Plauen gewesen sein und infolge eines schrecklichen Ereignisses dieser Stadt auf ewig den Rücken gekehrt haben. Eines Tages, so berichtet die Familiensage, zog er mit seiner Musikbande an der Spitze eines grossen Festzuges durch die Stadt und auch am eigenen Hause vorüber. Sein junges, blühendes Weib schaute mit dem einzigen Sprössling zum Fenster heraus und als sie dem Kinde den Vater in seiner stattlichen Tracht zeigen wollte, entschlüpfte es ihren Händen, ein gellender Schrei, es lag zerschmettert zu Füssen des entsetzten Mannes. Er ging nicht mehr heim, verliess die Stätte seines schönsten Glücks, seines grässlichen Unglücks und ward von Stund an nicht mehr gesehen.

Jahrhunderte lang hat dann die Familie der Volksschule wackere Lehrer zugeführt, die in Plauen, Würschnitz, Auerbach, Geilsdorf, Arnoldsgrün und Marieney thätig gewesen sind.<sup>2)</sup>

Der Urgrossvater Johann Gottfried und sein Sohn Johann Gottlob, der Grossvater des Dichters, waren Lehrer in Arnoldsgrün und jedermann, der die „Erinnerungen“ gelesen, kennt den letztgenannten wackeren Alten. Sein Bruder Gottfried, Organist in Auerbach gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, ist bekannt geworden als Orgelspieler und Komponist.<sup>3)</sup> Da er ohne Leibes-

<sup>1)</sup> Julius Mosen, Erinnerungen.

<sup>2)</sup> Julius Mosen, Erinnerungen: „und allerdings zählte meine Familie in gerade aufsteigender Linie damals fünf bis sechs Ahnen, von welchen jeder das Schulzepter geführt hatte.“

<sup>3)</sup> Gerber, Lexikon der Tonkünstler, Leipzig 1790 S. 974, schreibt von ihm: „Johann Gottfried M., Organist zu Auerbach im Voigtlande, gab 1781 zu Leipzig Oden und Lieder heraus, die sich vor vielen anderen auszeichneten. 1783 folgte eine zweite Sammlung. 1785 gab er zu Dresden sein Handbuch für Orgelspieler heraus, dessen erster Theil Präludien und Fantasien, der zweyte Trios und der dritte Fugen verschiedener Art enthält. Im Mspt. hat man noch seit 1783 von ihm: den 84sten Psalm, in Partit. Damoetas und Phyllis nach Gellert, für Singstimme und Klavier, und 3 Klaviertrios mit Violin und Bass.“ Dasselbe findet sich auch in Eduard Bernsdorf, Neues Universallexikon der Tonkunst 1857.



erben war, wollte er seinen Neffen Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, an Kindesstatt annehmen, und es wäre dann möglich geworden, dass der ausserordentlich begabte Knabe eine seinen Fähigkeiten entsprechende Laufbahn hätte einschlagen können. Das Schicksal wollte es anders. Der rüstige Organist erlag plötzlich einem hitzigen Nervenfieber und der den Neffen betreffende Plan war gescheitert.<sup>1)</sup>

Der Schulmeister von Arnoldsgrün, der Bruder des obenerwähnten Organisten und Grossvater des Dichters Julius Mosen, war geboren den 8. Februar 1738. Er hatte in seiner Jugend das Gymnasium zu Plauen besucht, war dann Hauslehrer der beiden Brüder von Jössnitz auf Freiberg<sup>2)</sup> bei Adorf, die er auf das Kadettenhaus in Dresden vorbereitete, während des siebenjährigen Krieges auch österreichischer Ulanenkorporal und hierauf eine Zeit lang Förster bei dem Grafen Zeschwitz gewesen. Auf welche ritterliche Weise er seine Frau gewann, welche Hochachtung seine früheren Schüler, die Herren von Jössnitz auf Freiberg, für ihn hatten, sein Jägerleben in den vogtländischen Wäldern, das alles finden wir in den „Erinnerungen“. Einiges hinzuzufügen dürfte nicht unwillkommen sein. In Gottes freier Natur sich aufhalten zu können, war seine Lebensfreude. Aus der Schulstube, in der er als kleiner Tyrann ernst und gemessen wandelte, die aber seine Lehrthätigkeit nur im Winterhalbjahre beanspruchte, ging er mit der Flinte auf dem Rücken und der Kräutertasche an der Seite in den Schönecker Wald. Hier suchte und sammelte er mit grossem Verständnis heilkräftige Pflanzen. Oft begleitete ihn einer seiner Enkel aus dem nicht zu entfernt liegenden Marieney. Im tiefsten Waldesdunkel fragte er einstmals Eduard, ob er den wilden Jäger hören wollte. Da war es denn, als ob der ganze Wald erschalle und wilde Piffe sich hören liessen; im Innersten aufgeregt umklammerte der Knabe die Kniee des Alten und bat: „Guter Grossvater, nein, nein!“ Eines Tages ging der Schilbacher Förster vorüber. „Soll ich ihn verhexen, dass er in vier Wochen keinen Hasen mehr trifft?“, fragte der Grossvater seinen ihn begleitenden Enkel. Dieser bat für den Unschuldigen, aber der Alte entgegnete: „Der Kerl hat mich bei dem Obersten von Mangold verklatscht.“

Er galt denn auch überall für einen Tausendkünstler und war im Besitze eines uralten Buches mit wunderbaren Worten und Bildern, das er aber vor seinem Tode verbrannt hat.<sup>3)</sup> Er liebte es, um sich und seinen von ihm in Wald und Flur gesammelten Heilmitteln gehöriges Ansehen zu verleihen, sich als einen Mann auszuspielen, dem gar vieles bekannt war, von dem der gewöhnliche Menschenverstand nichts wusste, und dies ist ihm vortrefflich gelungen.

Meilenweit um Arnoldsgrün her wurde er geholt, um allerlei Schäden an Menschen und Tieren zu heilen. Noch im spätesten Alter ging er mit dem Marieneyer Pfarrer auf die Jagd und konnte gar zornig werden, wenn ein Hase, den er getroffen zu haben meinte, fortlief. Als sein Sohn, der Schulmeister von Marieney, im Juli 1823 auf das Krankenbett sank, von dem er nicht wieder aufstehen sollte, kam der alte Vater, der damals im 86. Jahre stand, wie ein wandelnder, bemooster Fichtenstamm von Arnoldsgrün herüber, um Abschied zu nehmen. Mit fester Stimme sagte er zum Sterbenden: „Sohn, du bist mein bestes Kind gewesen, ich habe mich allzeit deiner gefreut, fürchte dich nicht, wir kommen bald wieder zusammen.“ Scheinbar ruhig ging er zur Thüre hinaus, draussen aber weinte er laut auf, des zurückgehaltenen Schmerzes nicht mehr mächtig.

<sup>1)</sup> Wir lesen in den Kirchenbüchern von Auerbach i. V. in No. 167 des Sterberegisters vom Jahre 1786: „Herr Johann Gottfried M., wohlverdienter und treuflüssiger Organist und Schul-Collaborator allhier, starb nach einer vierwöchentlichen Krankheit am hitzigen Fieber, den 9ten December früh 1/2 2 Uhr und wurde, nach eingeholter Erlaubniss, Tags darauf, den 10ten ej. d. früh um 6 Uhr in der Stille beigesetzt. Er war aus Unterwürschnitz gebürtig, und daselbst den 18. October 1751 geboren. Sein seliger Vater war Herr Johann Gottfried M., Schulmeister daselbst; seine selige Mutter aber war Frau Maria Sophia, eine geborene Mirassin von Adorf. Er hatte zu Plauen auf der dasigen lateinischen Schule die schönen Wissenschaften studiert, und hatte sich vornehmlich auf die Musik gelehrt, worinnen er es zu einer besonderen, seltenen Fertigkeit brachte, so dass er musikalische Werke mit Chor Kanto drucken lassen, und sich dadurch, so wie auch durch sein ganz vortreffliches Orgelspielen in der Nähe sowohl als auch in der Ferne, rühmlichst bekannt machte. Er wurde im Jahre 1779 zu seinem hier verwalteten doppelten Amte berufen, und trat dasselbe den 23ten Februar allhier an.“

<sup>2)</sup> Nicht Freiburg, wie in Julius Mosens Erinnerungen steht.

<sup>3)</sup> Von diesem Buche erzählte noch im Jahre 1864 ein alter vogtländischer Bauer in Marieney dem damals die Heimat seines Vaters besuchenden Reinhard Mosen (jetzigen Oberbibliothekar in Oldenburg): „Einst war des alten Schulmeisters Sohn über das Buch geraten und hat darin gelesen und immer, wenn er eine Seite heruntergelesen hatte, ist ein Geist ins Zimmer gekommen. Darüber kam der Alte, welcher dann sofort den Sohn zur Stube hinausschob, sich an den Tisch setzte und von der Stelle, wo sein Junge aufgehört hatte, rückwärts gehend, Seite für Seite ablas. Immer wenn er eine Seite hinaufgelesen hatte, war ein Geist aus dem Zimmer gegangen. Ja, schloss der Bauer, Ihr Urgrossvater hat mehr gekonnt als Brot essen.“



Eduard geleitete ihn heim. Er wohnte bei seinem jüngsten Sohn August, der sein Substitut in Arnoldsgrün war, im Schulhause. Eines Abends, es war am 20. Juli des Jahres 1825, verlangte der im 88. Jahre stehende Emeritus Krebse zu essen. Dieselben waren bald herbeigeschafft und während die Schwiegertochter sie zubereitete, ging der Sohn auf den Kirchturm die Abendglocke zu läuten. Als derselbe etwas später zurückkam, sass der Alte mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und schien zu beten. Der Sohn rief ihm zu: „Vater, die Krebse sind fertig“; zu spät, der Greis war ruhig in das bessere Jenseits eingegangen.<sup>1)</sup>

Aus seiner Ehe mit der entführten Friederike, deren richtiger Name Christiane Sophie lautete und die eine Tochter des Obersteigers Ludwig in Breitenbrunn war, entsprangen 13 Kinder, von denen Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, Kirchsullehrer in Marieney, der oben erwähnte August Kirchsullehrer in Arnoldsgrün war.

Johann Gottlob, Julius Mosens Vater, geboren am 4. November 1778 als 7. Kind seiner Eltern, war ein hochbegabter Mensch, dem der Sohn in seinen „Erinnerungen“ ein schönes Denkmal kindlicher Liebe gesetzt hat. Er besuchte wie einst sein Vater und Oheim die lateinische Stadtschule zu Plauen. Der Vater hatte ihm bei seiner Aufnahme in die genannte Anstalt von Arnoldsgrün her das Geleit gegeben. Kurz vor der Stadt, am Rinneberg, nahm er Abschied, sah seinem Gottlob noch einmal fest ins Auge, gab ihm ein paar Kreuzer und sagte: „Hier hast du zum Anfang eine Gabe, nimm sie zusammen, du weisst, wie viel Kinder ich habe. Da droben der alte, liebe Gott leite dich gnädig und helfe dir durch.“

Die Aufnahmeprüfung hielt noch der Rektor Ehrenfried Rost<sup>2)</sup> ab, der eben im Begriffe stand, die Leitung der Thomasschule in Leipzig zu übernehmen, allwo er nachmals der Lehrer Eduard Mosens wurde.<sup>3)</sup> Der nachfolgende Rektor der Schule in Plauen war Mag. Johann August Görenz.<sup>4)</sup>

Dem armen Dorfkneben aus Arnoldsgrün gelang es, dank mannigfacher Unterstützung seitens wohlhabender Familien in Plauen, vier Jahre seiner Ausbildung zu widmen und reiche Kenntnisse zu sammeln, die ihn später weit über die damaligen Verhältnisse eines Dorflehrers hinausragen liessen. Eine ganz besondere Hilfe fand er in dem Superintendenten von Plauen Hand<sup>5)</sup>, der ihn zu seinem Famulus machte. Diese Bekanntschaft sollte von den weitgehendsten Folgen begleitet sein, denn der Sohn des genannten Superintendenten, der berühmte Sprachforscher und Erzieher der hochseligen Kaiserin Augusta, Professor Hand in Jena, nahm in Erinnerung an seine Jugendzeit den stud. jur. Julius Mosens, den Sohn des ehemaligen väterlichen Famuli, in sein Haus auf, so dass es dem fast Mittellosen möglich wurde, seine akademische Laufbahn zu beginnen.

Als eines Tages die Kirnes von Arnoldsgrün den Famulus und Lateinschüler einen Tag länger als ihm erlaubt war, vom Schulbesuch abgehalten hatte, kündigte ihm beim Eintritt in die Klasse der Lehrer eine entsprechende Karzerstrafe an. Glücklicherweise war aber eine deutsche Aufgabe gestellt gewesen, die der Nachzügler in Form eines deutschen Gedichtes gelöst hatte, in dem er die Reize des heimatlichen Kirchweihfestes höchst gelungen zur Darstellung brachte. Allgemeine Heiterkeit, die schliesslich auch der gestrenge Herr Lehrer teilte, sowie gnädiger Erlass der eben verhängten Strafe folgten dem Vortrage der launigen Verse.

Schon mit 20 Jahren erhielt er und zwar durch die gütige Empfehlung der Familie Merz in Ölsnitz vom Superintendenten Steinmüller daselbst die Kirchsullestelle zu Marieney.

<sup>1)</sup> Das Kirchenbuch von Arnoldsgrün, Sterberegister 1825, giebt von ihm an: „Herr Schullehrer Senior Johann Gottlob M. allhier, ein Wittwer, † den 20. Juli Abds. 10 Uhr, beerdigt den 22. ej. m. im Alter von 87 Jahren 5 Mon. 1 Woche und 5 Tagen; gestorben an der Geschwulst und grosser Alters-Mattigkeit. Der Selige hinterliess 3 Söhne, 3 Töchter, 18 Enkel und 2 Urenkel.“

<sup>2)</sup> Mag. Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost, 1794–96 Rector zu Plauen; 1796 Conrector, 1800 Rector der Thomasschule zu Leipzig und zugleich Prof. extraord. an der Universität, starb 1835 (Fiedler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Plauen. 1876).

<sup>3)</sup> In das noch vorhandene Album discipulorum scholae Plavianae continuatum A. C. MDCCXIII a M. Friderico Guilielmo Ehrenfried Rost rectore inaugurato die XX. octob. ab Handio tunc temporis scholae ephoro wurde Johann Gottlob M. aus Arnoldsgrün am 30ten März 1796 als 50. der von genanntem Rector aufgenommenen Schüler eingeschrieben.

<sup>4)</sup> Mag. Johann August Görenz, 1796–1800 Rector zu Plauen, 1800 Rector zu Zwickau, 1817 Gymnasial-director und Schulrat in Schwerin, starb 1832 (Fiedler).

<sup>5)</sup> Mag. Johann Christian Hand, geboren 1743 zu Kalau in der Niederlausitz, 1774 Anstaltsgeistlicher zu Waldheim, 1779 Inspector zu Schulpforte, 1784 Superintendent in Freiburg in Thüringen, 27. November 1785 bis 24. Juni 1798 Superintendent zu Plauen, dann desgl. in Sorau, starb 1807. (Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V., 7. Jahresschrift, Plauen 1889).

Es war keine leichte Aufgabe, die den jungen Mann erwartete, da besonders als erschwerend hinzukam, dass sein Vorgänger in Unfrieden mit der Gemeinde gelebt hatte. Niemand verstand es jedoch besser als der neue Kirchschullehrer, sich die Liebe, Hochachtung und das Vertrauen der Einwohner von Marieney zu erwerben. Ausgestattet mit reichen Kenntnissen, mit der Kunst der Rede, des Dichtens und Zeichnens, mit einem Witze, der leicht in beissende Spottrede überging, war er seinen Bauern nicht nur ein stets bereiter Helfer, sondern auch ein Herr Kantor, dessen gewaltiges, geistiges Übergewicht sie fürchteten.

Bei Hochzeits-, Kindtaufs- und Begräbnismahlzeiten trat an ihn, wie noch heute an den Kirchschullehrer im Vogtland, die Aufgabe heran, eine der Feierlichkeit entsprechende Rede zu halten. Er entledigte sich derselben gleich meisterhaft, sei es, dass er die Anwesenden in gebundener oder ungebundener Form unterhielt und entzückte. Selbst an den Sonntagen, wo er bei Verhinderung des Pfarrers im Gottesdienste eine Predigt vorzulesen hatte, erbaute er durch eine eigene selbstverfasste Rede die Gemeinde.

Als Beweis seiner witzigen Art diene folgendes: In den blutigen und schweren Zeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte er bei Gelegenheit des kirchlichen Festes, welches zu Ehren des Tilsiter Friedens gefeiert wurde, wie es sein Amt erheischte, vom Herrn Pastor Mag. Steinmüller die Lieder für den Gottesdienst geholt und die Weisung erhalten, dieses Mal, da die Predigt etwas länger wie gewöhnlich geworden sei, den kleinen Glauben zu singen. Der Herr Kantor sang und spielte jedoch den grossen Glauben und als er deshalb vom Herrn Magister eine strenge Rüge erhielt, antwortete er: „Herr Gevatter, das ging nicht. Zu diesem Frieden gehört ein grosser Glaube.“ In der That brach nach kurzer Zeit, wie jedermann weiss, der Krieg wieder los.

Man wird es begreiflich finden, dass dieser Mann auch ausserhalb seines Dorfes bekannt und beliebt war, dass man ihn gern bei Festlichkeiten in Pfarr-, Schul- und Beamtenhäusern sah, dass die benachbarten adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzer ihn oft als Gast in ihrer Mitte hatten, nicht immer zur Freude seiner braven Hausfrau Sophie Magdalene geborene Eniglein, die sich nicht fürchtete, trotz Schnee und Nacht den zuweilen über die Polizeistunde ausbleibenden Gatten aufzusuchen.

Eine brave, wackere Frau!

Sie war geboren am 26. October 1779 als die Tochter des Bürgers und Tuchmachermeisters Johann Christoph Eniglein in Ölsnitz i. V. und hatte ihren Gatten am 13. Mai 1801 geheiratet. Sie brachte als Mitgift zwei Acker Feld, im Ölsnitzer Stadtgebiet liegend, und 1000 Thaler Geld mit. War hiermit auch scheinbar der Grund zu einer gewissen Wohlhabenheit gelegt, so sorgten doch die später eintretenden schweren und andauernden Kriegsereignisse sowie noch später die Kosten für die Erziehung der Söhne, und Missgeschicke verschiedener Art, z. B. die Krankheit des Familienhauptes dafür, dass das Geld selten im Haushalt wurde, ja dass die Ausgaben die Einnahmen überstiegen, die ja ausserdem bei den Besoldungsverhältnissen der damaligen Kirchschullehrer äusserst gering und unregelmässig waren.<sup>1)</sup> Nur mit Hilfe der allergrössten Sparsamkeit des Vaters und der trefflichen Hausfrauentugenden der Mutter, unter denen ein festes Gottvertrauen und ein nie verzagender Mut nicht die geringsten waren, sowie der Unterstützung bekannter Familien gelang es, die wirtschaftliche Notlage der späteren Jahre so weit zu überwinden, dass der Plan, die ältesten Söhne studieren zu lassen, nicht aufgegeben wurde.

Niemand verstand es wie Julius Mosens Mutter, ihrer Familie und ihrem Hause zu leben. Da zum Schuldienst auch Feld und Wiese gehörte, so trieb sie praktische Landwirtschaft. Sie sorgte nicht nur für des Leibes Nahrung, sondern auch für Kleidung. Aus eigen erbautem Lein wurde der Flachs gesponnen, der später zu Leinwand gewebt die Familie mit Wäsche und Kleidung versorgte.

Da nach damaliger Sitte nur im Winter Schule gehalten wurde, so konnte im Sommer mit um so grösserem Fleiss für die rauhere Jahreszeit geschafft werden. Wenn auch für das Brot des Kirchschullehrers die Bauern aufkommen mussten, denn ein jedes Haus lieferte jährlich ein Küsterbrot, wenn auch die eigene Feld- und Gartenwirtschaft die Zukost gab, so blieb doch immer noch viel zu thun übrig. War die Zeit gekommen, so zogen Mutter und Kinder hinaus in die Heidel- und Preisselbeeren und ganze Reihen von Gefässen mit den eingesottenen Früchten des Waldes machten der braven Hausfrau grössten Stolz aus. Dass sie eine ausgezeichnete Köchin war, erfahren

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu die Briefe IV. V. VIII. IX. X. XVIII. XXI.

wir aus den „Erinnerungen“, wo uns die Tafelfreuden einer Kirmes im Schulhause zu Marieney geschildert werden.<sup>1)</sup>

Es wird uns aber auch von Eduard berichtet, dass die Kochkunst seiner Mutter eine ganz hervorragende war; als echte Vogtländerin verstand sie eine Menge Gerichte, darunter zehnerlei Klösse, aus Kartoffeln herzustellen, und die Jagdzüge, die Grossvater, Vater und Söhne erfolgreich in den heimatlichen Gefilden veranstalteten, hatten sie zur Meisterin in der Zubereitung des verschiedenen Wildes, der Forellen, Krebse und Krammetsvögel gemacht. Mit ihrer rührenden Emsigkeit, ihrem Bienenfleiss, für die Familie zu sorgen, verband sie eine echte, aufrichtige Frömmigkeit. „Fromm und gut sein und seine Pflicht erfüllen“, das war ihr Wahlspruch, den sie ihren Kindern oft wiederholte.

Sie wurde achtzig Jahre alt und starb am 5. Juli 1859 im Hause ihres zweiten Sohnes, des Pastors Eduard Mosen in Zschopau, bei dem sie die letzten achtzehn Jahre ihres Lebens gewohnt hatte.

Ausser Julius, der am 8. Juli 1803 als erstes Kind geboren wurde, entsprangen der Ehe noch drei Brüder und zwei Schwestern, nämlich Eduard Aemil, geboren 1806; Amalie Emilie, geboren 1809; Natalie, geboren 1811; Ludwig, geboren 1814 und Gustav, geboren 1821.

Natalie, ein liebliches, sanftes Kind mit blondem Haar und blauen Augen, starb 1815 in ihrem vierten Lebensjahre zum unaussprechlichen Schmerze ihrer Eltern und Geschwister.<sup>2)</sup> Ist es vielleicht im Andenken an die liebliche Schwester geschehen, dass Julius Mosen einen Irrtum in seinen Erinnerungen begeht, indem er schreibt: „Den angenehmsten Gespielen brachte uns jedoch der Feldscheer Glaser aus Adorf mit, seine kleine, schöne Tochter Natalie, mit welcher ich Abends nach dem Klavier tanzen konnte.“ Diese Tochter des Feldscheer Glaser hiess nicht Natalie, sondern Emilie.

Der dritte Sohn Ludwig, ein aussergewöhnlich musikalisch und poetisch beanlagter Mensch, besuchte das Seminar zu Plauen, welches er 1835 verliess, um von Stellung zu Stellung zu wandern, bis er, nachdem er deren vier und zwanzig in Deutschland, darunter Lehrerstellen in Unterwürschnitz und Eibenstock, inne gehabt, nach Amerika ging, wo er im Jahre 1858 als wohlangesehener und gutgestellter Musik- und Mädchenlehrer in Saxenburg, U. S., starb.

Der letztgeborene Sohn Gustav lebt als emeritierter Gymnasialprofessor in Zwickau.

Die beiden ältesten Brüder Julius und Eduard erlebten eine sorgenlose, glückliche Kindheit. Sie wuchsen auf in einer durch die Schönheit ihrer Natur bekannten Gegend. Wald, Wiese und Bach waren ihre ersten Gespielen. Bot schon das Dörflein mit seiner alten Kirche und ihrer Vergangenheit genug des Anziehenden, so blieb doch der Tummelplatz der kindlichen Heldengestalten der vogtländische Fichtenwald und die vom Forellengewässer durchströmte Wiese.

Der alte Wallfahrtsort Marieney, heute noch abgeschlossen von Eisenbahn- und Strassenverkehr, von den umliegenden Städten Schöneck, Markneukirchen, Ölsnitz und Adorf durch ein- bis zweistündige Entfernungen getrennt, eine Oase, umgeben von waldgekrönten Bergen, bot für die Knaben Reize, die durch ihre Unmittelbarkeit und Stärke dauernd im zarten Herzen hafteten und ihnen jene vogtländische Heimatsliebe einflössten, die nur ihresgleichen in der des Schweizers findet.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Julius Mosen, Erinnerungen: „Darauf standen die immer sich erneuernden Kuchenpyramiden, der grosse Stolz der Mutter und das Ergötzen der Gäste . . . . Nun konnte sie die treffliche Weinsuppe, dann die blaugesotteten Forellen mit grüner Petersilie in den Mäulern und endlich das Meisterstück, den sanft gebräunten, fettträufelnden Nierenbraten auf die Tafel bringen lassen . . . .“

<sup>2)</sup> Vergleiche Eduards Brief XIX.

<sup>3)</sup> Als Beweis für diese rührende Heimatsliebe des Dichters diene ausser den „Erinnerungen“, ausser der herrlichen Erzählung „das Heimweh“ in den Bildern im Moose, sowie dem in Italien entstandenen Gedichte „aus der Ferne“, der Anfang der wunderbaren Novelle „Ismael“ in den Bildern im Moose, welcher lautet: „Oft wenn die Erdschollen des Lebens dicht auf mein Haupt herunterrollen, und mir es schon ist, als würde ich, wie so viele Andere, in dem dumpfen Grabe dieser Zeit lebendig begraben, da zerreisst zuweilen die dunkle Nacht des Grabes, wie eine Wolke auf hoher Alpe, und unten weithin in der Ferne, wie ein verlorenes Eiland mitten zwischen Eisbergen, liegt meine grüne Heimath und mein Jugendleben da. Dann treten oft längst vergessene, ehrwürdige Greise und Männer und ihre Söhne und Töchter mit ihren freundlichen, kameradschaftlichen Gesichtern mir wiederum so lebendig neu entgegen, als läge nur eine lange, öde Nacht zwischen heute und sonst. Doch sind viele Jahre vergangen, seitdem ich ihre Gesichter nicht mehr gesehen habe. Viele von ihnen ruhen auf dem kleinen Gottesacker dort an der alten Kirche und ihrem Glockenthurme, der mein ältester und treuester Freund ist, der immer noch zuweilen freundlich über die Berge in meine Träume hinübernickt und mit seiner milden Glockenstimme mir zuruft: „Wo bleibst denn du so lange?“ Wie gute Engel ziehen die Stimmen des Heimwehs mir überall nach, sie finden mich im Gedränge des Marktes, sie schleichen mir nach in das Theater und klingen oft mit einem einzigen Waldhorntone durch das rauschendste Concert, wie aus tiefgrünem Waldesdunkel, zu mir her. Heimath? — welche Seligkeiten schliesst nicht das einzige Wort in sich! Ach, wir Männer



Das alte Schulhaus, die Geburtsstätte des Dichters, steht heute nicht mehr, doch ist das jetzige auf dem Platze des ehemaligen erbaut worden. Das Geburtshaus von Julius Mosen war ein ziemlich altes Gebäude. Rechts vom Eingang befand sich der Kuhstall, links die Schulstube, in welcher ausser Tisch und Stuhl für den Lehrer eine Lesemaschine, ein Klavier, Tafeln und die aus groben Klötzen gezimmerten Schulbänke zu sehen waren, die eine solche Schwere hatten, dass einmal durch ein derartiges umfallendes Ungetüm der Fuss eines Kindes zerquetscht wurde. Ausserdem stand noch eine Anzahl kleinerer Bänke im Zimmer für die jüngeren Bildungsbeflissenen von Marieney. Ein grosser, weisser Kachelofen heizte die Schulstube und zugleich das nebenan liegende kleinere Zimmer, den Aufenthaltsort der thätigen Frau Kantor. Eine bessere Räumlichkeit, die Oberstube genannt und mit guten Möbeln, Bildern u. s. w. ausgestattet, welche, wie wir später sehen werden, öfters den verschiedenen Einquartierungen abgetreten werden musste, befand sich im ersten Stockwerk des Hauses. In diesem Zimmer sind auch die Kinder alle geboren worden, hier ist auch der Vater gestorben. Die sonstige Umgebung des alten Schulhauses, die Kirche, deren Umbau jetzt geplant ist, die Pfarre, der kleine Gottesacker,<sup>1)</sup> alles das ist so geblieben, wie es uns in den „Erinnerungen“ vor Augen tritt. In dem von der Mutter sorglich gehüteten Garten am Hause blühten die schönsten Kaiserkronen und Aurikeln, Levkoien und Atern; an den Fenstern rankten sich reichtragende Bohnen hinauf. Im Stalle standen die glatten Kühe, deren das Schulhaus in seinen Glanzzeiten mehrere barg, und eine Menge Hühner belebten den Hof.

Der Kirchturm und der Kirchboden, genugsam aus den „Erinnerungen“ bekannt, dienten den Knaben als Schauplatz ihrer turnerischen und ritterlichen Übungen. Wie Eichhörnchen hüpfen sie von einem Balken zum andern, an den langen Glockenseilen liessen sie sich hinab, und besonders war es Julius, der den Klöppel der grossen Glocke mit Händen und Füssen umklammernd, die gefährlichsten Schwingübungen versuchte. Auf dem höchsten Punkte des Turmes, bei der kleinen Glocke, sass der Knabe oft stundenlang allein, um, wie er selbst erzählt, „seine Schularbeiten beim Picken des Perpendikels und dem Schnurren der Räder von der Kirchenuhr zu machen, seine ersten Leseübungen, zu welchen eine alte Virgilübersetzung den Stoff gab, abzuhalten,“ oder aber auch, wie er es einst in Abwesenheit des Vaters gethan, dem rächenden Rührlöffel der wegen einer Ungehörigkeit zürnenden Mutter zu entgehen. Zuweilen versammelte sich auch eine ganze Schaar der wilden Knaben da oben, um sich Märchen zu erzählen oder Pläne für weitere Thaten zu schmieden. Die Umgebung des Dorfes, der dichte, hohe Nadelwald, die saftigen, von rauschenden Bächen durchströmten Wiesen boten den Knaben noch günstigere Gelegenheit, ihre Glieder zu stählen, ihrer Jugendlust, ihrem kecken, frischen Knabensinn die Zügel schiessen zu lassen.

Wenn es des Grossvaters Freude war, mit dem Jagdgewehr im Walde umherzustreifen, so fand sein Sohn, der Lehrer von Marieney, mehr Geschmack am Dohnenstieg und besonders am Fischfang. Diesem von ihm leidenschaftlich geliebten Vergnügen nachzugehen, war ihm zum Teil durch Pachten von Fischwässern und Teichen, ein anderes Mal auch auf folgende Weise möglich geworden: Der Besitzer des Rittergutes von Marieney, Herr Ludwig Heinrich Christian Lazarus von Feilitzsch, hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren und war, da ihm dadurch der Aufenthalt in Schloss und Ort verleidet worden, nach Kürbitz bei Plauen übergesiedelt. Wir werden dieses Verlassen wohl begreiflich finden, denn diese Gattin war niemand anderes als die liebe Wilhelmine von Thoss, von deren Schönheit und Herzengüte Julius Mosen in den „Erinnerungen“ eine begeisterte Schilderung giebt und die er „die liebste Freundin seiner Knabentage“, sein Vater aber „die Blume seines Lebens“ nannte. Sie war die Patin von Julius Mosen und trug ihn, als sie vierzehn Jahre alt war, bei der Taufe auf ihren Armen, so dass, wie er selbst sagt, „ihn in ihrer Gestalt die Schönheit auf seinem ersten Ausfluge in die offene Welt geleitete.“ Ihr Vater, der

der neuesten Zeit haben die Heimath verloren, deshalb sind wir auch Alle so unglücklich! Heimath, Vaterland, Glauben und Frieden — das Alles ist dahin! Dafür haben wir schöne Worte gefunden, reiben uns die Hände und sagen: „Unsere Heimath ist die Welt, unser Glaube die Freude, und unser Frieden? — der Kampf.“ Als ob nicht die Heimath das Herz wäre, mit welchem wir die Freuden und die Leiden der ganzen Welt erst fühlen lernten! Als wenn nicht der Frieden des heimathlichen Lebens die Palme des Kampfes sein sollte! Ist, wie die Blume, nicht auch der Mensch ein Gewächs der Heimatherde? Wurzelt die Eine mit materiellen Wurzeln in dem Boden und lebt durch ihn und mit ihm, so hängt der Andere mit geistigen Wurzeln nur um so inniger mit ihm zusammen. Was Ihr mir auch bieten mögt, ich werde doch nie die fernen Berge und Thäler, nie die Fichtenbäume, die über meiner Wiege gerauscht haben, nie vergessen die Nachbarn meines Vaters und ihre Kinder, meine Spielgenossen! . . . .“

<sup>1)</sup> Ein neuer Friedhof befindet sich jetzt am östlichen Ausgang des Ortes.



letzte männliche Spross des Stammes, der alte Hauptmann Karl Ludwig von Thoss, war am 2. Mai 1803 gestorben und hatte ihr das Gut vermacht. Sie heiratete ihren oben genannten Gatten am 18. Februar 1810, sollte ihm aber bald, zu seinem grossen Schmerze, nach kurzer Ehe durch den Tod am 27. August 1811<sup>1)</sup> wieder entrissen werden. So ging denn das Rittergut Marieney durch Kauf über in die Hände eines reichen Bauern aus dem benachbarten Gunzen, namens Seifert. Dieser übergab seinen Sohn dem Vater Julius Mosens zur Erziehung und stellte ihm dafür das Fischen im langen Forellenbach sowie die Jagd auf seinem Besitz frei. Wenn nun auch der Lehrer von Marieney nicht wie sein Vater in Arnoldsgrün den Tieren des Waldes nachstellte, so nutzte er doch mit seinen eifrigen und brauchbaren Söhnen das gestattete und wohlverdiente Weidrecht wacker aus, indem er den Krammetsvögeln Schlingen legte und mit Angel und Hamen den Forellen und anderen Fischen nachstellte. Aufmerksam warteten die Brüder Julius und Eduard dieser wertvollen gefangenen Tiere und sobald eines derselben sich auf den Rücken legen wollte, musste es von ihnen auf des Vaters Geheiss so lange ins fließende Wasser gehalten werden, bis es sich wieder erholt hatte. Den schweren Krug mit kostbarer Beute dann heimwärts zu tragen war zuletzt die keineswegs leichte Aufgabe der sich in dieser Arbeit ablösenden Knaben, bei der es, wie wir in den „Erinnerungen“ lesen, einmal zu ernstem Streit und jäher Thätlichkeit kam.

Das Hauptvergnügen der beiden Brüder, das sie allein und selbstständig ausüben durften, war das Krebsen im Forellenbach und oft fiel das Jagdergebnis so gut aus, dass einige Schock dieser edlen Krustentiere in den feineren Häusern von Schöneck in Geld umgesetzt werden konnten.

Bei dem Fischreichtum der Gewässer des oberen Vogtlandes und dem Überschuss an Zeit, den der Kirchschullehrer jener Tage im Gegensatz zu dem unsrer hatte, kann es uns nicht wundern, dass diese Leidenschaft des Fischens gerade in der Lehrerwelt Boden gewonnen hatte. So wird uns noch von anderer Seite erzählt, dass auch die Amtsgenossen im benachbarten Saalig und Würschnitz dem Berufe Petri nachgingen und zwar so eifrig, dass die Herren Jugenderzieher sich zuweilen ins Gehege kamen, wobei allerdings die Kollegialität stark gelitten haben soll.

Hatten sich die Monate mit einem r genähert, so errichtete der Vater mit seinen Knaben einen regelrechten Dohnenstieg, und mancher Krammetsvogel fing sich in der Pferdehaarschlinge, um darauf lecker zubereitet den Tisch des Marieneyer Schulhauses zu zieren.

In den Herbsttagen mussten ausserdem die Kühe, dieser wertvollste Besitz des Schulhauses, auf die Weide getrieben werden. Die munteren Knaben sollten nun zwar unverwandten Auges die Lieblinge der Mutter schützen; wie oft mag es jedoch vorgekommen sein, dass die Hirten, sich Märchen und allerlei wunderbare Geschichten erzählend, im Grase lagen, während die Tiere in das Nachbargebiet einen räuberischen Einfall machten. Dies Erzählen alter, sagenhafter Ereignisse war eine wahre Leidenschaft der Knaben. Ihr kindliches Gemüt tief erregende, die heimischen Höhen und Wälder umspielende Sagen waren u. a. die von dem Vater, der seinen Sohn verstieß und so zwang, in den Orient zu gehen<sup>2)</sup>, die von einem durch seinen Geiz und seine Herzenshärte bekannten früheren Rittergutsbesitzer, der zur Strafe für seine Sünden nachts ruhelos und finsternen Blickes durch das Schloss geht.

Auch lockte der nahe Wald zu losen Streichen. Welche Lust, ein Eichhörnchen zu jagen, ein Krähenest zu zerstören, die im Vogtland so häufigen Kreuzottern zu töten!

Bei diesem Umherschweifen in Wald und Flur vergass man den Unterricht nicht. Die Teilnahme am Forellen- und Krebsfang, der nur des Nachmittags oder des Abends stattfand, war erst eine vom Vater gestattete Belohnung für den am Vormittag gezeigten Fleiss.

Der Lehrer von Marieney war als einer der tüchtigsten seines Standes im ganzen Vogtland bekannt. Mit einer ausserordentlichen Strenge, die nun unbedingt zu den Haupteigenschaften eines Erziehers gehören muss, verband er grosses Lehrgeschick, vielseitige Kenntnisse. Nichts war ihm

<sup>1)</sup> Laut Totenregister von Marieney Jahrgang 1811 No. 21 starb Frau Caroline Friederike Wilhelmine geb. von Thoss, Erb-, Lehn- und Gerichtsfrau allhier, eine Wöchnerin, Herrn Ludwig Heinrich Christian Lazarus von Feilitzsch, Königl. Preuss. Premier-Lieutnants von der Armee gewesene Frau Gemahlin, am 27. August 1811 früh  $\frac{1}{2}$  1 Uhr am Faulfieber in einem Alter von 19 Jahren 5 Mon. 3 Wochen  $10\frac{1}{2}$  Stunden und wurde am 28. eisd. m. abends adeligem Gebrauch nach in der Stille — unter vorhergegangener Einsegnungsrede vor der Gruft — beerdigt. Auf eingeholte Ephoralverordnung ist 14 Tage zusammenschlagen worden und die Orgel stehen geblieben. Sie hinterliess 1 Fräulein.

<sup>2)</sup> Dies dürfte wohl der Ursprung der reizenden Erzählung „Ismael“ in den Bildern im Moose sein, die dann durch Tennyson's Enoch Arden weltbekannt geworden ist. Enoch Arden ist von fast jedem gebildeten Deutschen gelesen worden und Ismael?

mehr zuwider als Trägheit und Schläftheit, heimliches, lügnerisches und heuchlerisches Wesen. Er verlangte Offenheit und verzieh deshalb auch stets den ehrlich eingestandenen Fehler. Hatten die Knaben zum Ärger der Mutter etwas zerbrochen oder sonstigen Schaden angerichtet, so gab es ernste Rüge, keine Züchtigung. Auf gesundem Grunde sollte sich der Mensch wie ein Baum aus dem Kern entwickeln; dies war sein Grundsatz, den er seinem Lieblingschriftsteller Rousseau entnommen hatte. Daher war ihm alles gezierte, äffische Wesen im allgemeinen, besonders aber an den Kindern verhasst, und wenn die Mutter dieselben ermahnte, im Schlosse und Pfarrhause zierlich anzupochen, dem gnädigen Herrn die Hand zu küssen und tiefe Knixe zu machen, sprach er lächelnd: „Liebe Mutter, lass' sie nur! Wenn sie nur gut und brav sind und was Ordentliches lernen, dann wird schon das Leben ihre Füße in die richtige Positur bringen.“

Eine Hauptaufgabe sah er darin, die Kinder abzuhärten und zur Furchtlosigkeit zu erziehen. Mögen seine zu diesem Zwecke angewandten Mittel uns heutzutage vielleicht zu gefährlich erscheinen, von Erfolg sind sie ohne Zweifel bei seinen Kindern begleitet gewesen. So war er einst mit Julius und Eduard an die nicht zu weit von Marieney fließende Elster gegangen, um zu baden. Julius entkleidete sich langsam, hielt den Fuss in das Wasser und meinte: „Ach, es ist kalt.“ Sofort ergriff ihn der schon im Wasser stehende Vater und warf ihn mitten hinein in den Fluss. Julius kämpfte rüstig mit den Wellen und hat nie wieder gezagt, in das Wasser hineinzuspringen. Den von Jugend auf etwas schwächlichen Eduard zwang er, den Kopf zu strecken, die Schultern zurückzunehmen, die Brust zu heben, und so gelang es ihm, den Sohn so zu kräftigen, dass derselbe nach eigenem Geständnis noch als siebzjähriger Greis von der Kanzel herab die grösste Kirche mit seiner Stimme ausfüllen konnte.

Wehe dem Knaben, der nicht noch abends oder bei einbrechender Nacht den Gang über den Gottesacker in die Kirche gewagt hätte! Aus den „Erinnerungen“ erfahren wir, dass Julius eines Spätabends, da er die Kirchenthüre nicht geschlossen hatte und diese vom heulenden Winde hin und hergeworfen wurde, den Weg über den Kirchhof antrat, „da er mehr des abwesenden Vaters Spott über seine Feigheit als ein Scheltwort über halbe Arbeit fürchtete.“

Ebenso geschah es einst, dass an einem Sonnabend zu später Stunde ein Bote vom plötzlich erkrankten Pfarrherrn kam, um dem Kirchschullehrer anzukündigen, er habe am folgenden Sonntag den gesamten Gottesdienst zu halten. „Julius“, lautete des Vaters Befehl, „nimm dort den Kirchenschlüssel und hole mir vom Altar die Legende.“ Ruhig und ohne einen Augenblick zu zögern, vollzog der Knabe den erhaltenen Auftrag. Diesen gegenüber allen Gefahren des Lebens furchtlosen und unternehmenden Sinn weiter zu pflegen, veranlasste er die kaum acht bis zehn Jahre alten Söhne Julius und Eduard, Aufträge in die umliegenden Städte und Dörfer auszuführen; er erklärte ihnen kurz den Weg, zeichnete in schwierigeren Fällen wohl auch den Feldzugsplan mit Kreide auf den Tisch, und dann ging es hinaus, gleichviel ob es Sommer oder Winter war. Pünktlich und richtig wurde die gestellte Aufgabe gelöst. Nach damaliger Sitte gingen, wie schon erwähnt wurde, die Kinder nur im Winterhalbjahr und auch da nicht regelmässig zur Schule. Der Sommer mit seinen Feld- und Erntearbeiten verlangte die Arme der Kleinen so gut wie der Erwachsenen. Um nun für seine Söhne und die Kinder von Leuten, welche die Unzulänglichkeit des damaligen Unterrichts erkannten, einen besseren und stätigeren zu schaffen, hatte Julius Mosens Vater eine Art Selektta eingerichtet. Diese Schule war im Vogtlande ihrer Leistungen wegen berühmt, und mancher zum tüchtigen Beamten herangewachsene Zögling dieser Anstalt verdankte dem Lehrer des heimatlichen Dorfes gediegenes Wissen und gute, ja hohe Stellung.

Freilich mit der Bezahlung sah es, wie wir schon aus der Jagd- und Fischerlaubnis gesehen, zuweilen seltsam genug aus. So kam eines Tages ein armer Holzmacher auf den Herrn Schulmeister zu, zog bescheiden die Mütze, drehte sie verlegen in den Händen und brachte endlich die Worte hervor: „Herr Kantor, ich möchte Sie bitten, dass Sie meinen Gottlieb auf die gelehrte Schulbank setzen, ich will Ihnen dafür auch ein paar Schock Büschel hacken.“ Gottlieb wurde auch auf die „gelehrte“ Schulbank gesetzt, d. h. in die Selektta aufgenommen und ist später ein sehr tüchtiger Militärbeamter geworden.

Der Religionsunterricht, der damals den grössten Teil der Schulstunden ausmachte, wurde bei diesem Lehrer, der selbst von echter Frömmigkeit war, zu einem äusserst ergebnisvollen. Peinlich sah er bei dem Hersagen der Hauptstücke auf richtige Betonung und langsames Sprechen. Ergreifend war seine Art, die biblische Geschichte zu erzählen. Die lieben Gestalten des alten Testaments erschienen bei seinem freien Vortrage lebendig vor der Kinder Augen und unvergesslich blieb ihnen die Schilderung von Christi Leiden und Sterben.



In gleich lebendiger Weise führte er die Schüler in die Weltgeschichte und Erdbeschreibung ein. Er besass eine sehr ansehnliche Sammlung von Landkarten sowie Bertuchs Bilderbuch. Wie anziehend sein Unterricht in den genannten Fächern war, beweist folgendes hübsche Vorkommnis. Einst hatte er den lauschenden Kindern von dem schönen Land, wo die Zitronen blühen, erzählt. Am Schlusse der Stunde nahm Klein-Julius seinen Stock, setzte seine Mütze auf und marschierte munter zum Dorfe hinaus. Die Mutter, welche vom Kartoffelfelde kam, rief dem kleinen Wanderer zu: „Julius, wo willst du denn hin?“ „Nach Italien, wo die Zitronen und Apfelsinen wachsen“, lautete die Antwort. Die Mutter hatte Mühe, den Knaben von seinem Entschlusse abzubringen, der doch, wenn auch wohl fünfzehn Jahre später, von ihm zur Ausführung gebracht wurde.

Gerade in der Erziehung seines Erstgeborenen bewies der Vater seine Meisterschaft.

Julius war ein lebendiger Knabe mit feurigem Auge und schwarzem Haar. Eine unbändige Naturkraft, die nur der Vater erfolgreich zu behandeln verstand, wohnte in diesem Kinde. Wissbegierig suchte er bei ihm unbekanntem Dingen das Innere zu erforschen, um die bewegende Ursache zu entdecken, so dass erhaltenes Spielzeug nach kurzer Zeit diesem Entdeckungstrieb zum Opfer fiel.

Einmal plagte ihn in Abwesenheit der Eltern die Neugierde, die schönen Bilder in der Oberstube genauer untersuchen zu wollen. Da dieselbe immer verschlossen gehalten wurde, kletterte er von aussen am bretternen Sims hinauf und durch das Fenster hinein, nahm die Bilder von der Wand, dann sogar aus dem Rahmen und hing sie nach genauer Besichtigung der Rückseite wieder auf. Die Rückkehr misslang, das morsche Brett zerbrach und der Knabe fiel, ohne jedoch glücklicherweise weiteren Schaden zu nehmen, aus dem ersten Stockwerk in den Garten hinab.

Eines Tages war der Vater schon früh auf den Adorfer Jahrmarkt gegangen. Julius, der seine Kunst im Holzschnitzen versuchen wollte, zog einen Quirl aus dem Tellerbrett heraus, blieb aber dabei hängen und riss eine gute Schüssel mit herab, die in tausend Scherben zersprang. Die Mutter, die sich leicht bei solchen Frevelthaten erzürnen konnte, ergriff den Kochlöffel, um den Verbrecher zu strafen. Dieser kroch, um sich auf dem kürzesten Weg zu retten, unter dem Tisch, auf welchem das Kaffeegeschirr stand, der Thüre zu, hatte aber dabei das weitere Unglück, auch die Kanne und die Tassen herunterzureissen und so den Schaden gewaltig zu steigern. Im feurigsten Zorn verfolgte die Mutter im andern Zimmer den Übelthäter über die Schulbänke hinweg. Als derselbe keinen Ausweg mehr sah, sprang er zum Fenster hinaus, auch hier noch einen Flügel mitnehmend. Sein Ziel war der Kirchturm. Dort angekommen setzte er sich auf den höchsten Punkt, wohin ihm niemand folgen konnte und wartete den ganzen, langen Tag, bis der Vater abends heimkam. Auf dessen Geheiss stieg er herab, doch nicht eher, als bis ihm Erlass aller Strafe versprochen worden war.

Härte und Strenge allein waren nicht die einzigen Mittel, diesen talentvollen aber auch schwer zu zügelnden Knaben zu erziehen; Liebe und Güte fruchteten mehr.

Da es als ausgemacht galt, dass er studieren sollte, fing der Vater zeitig mit dem Unterrichte im Lateinischen nach Bröders bekannter Grammatik an. Anfangs ging es auch ganz gut, aber auf einmal bekam Julius die neue Arbeit satt. „Ich studiere nicht, ich werde Kunstgärtner“, sprach er. Der Vater hatte scheinbar nichts gegen den neuen Plan einzuwenden. Er gab dem Knaben ein Stück wüstes Land, damit derselbe allda seine ersten gärtnerischen Versuche anstellen konnte. Julius fing denn auch mit lobenswertem Eifer an, das Land urbar zu machen; er las die Steine ab, schaffte Dünger herbei, grub das Erdreich um, und bald sah man, nachdem die nötigen Pflanzen und Sträucher aus dem Schlossgarten eingesetzt waren, den Erfolg. Alsdann verordnete der Vater, dass der Sohn die Namen der Pflanzen auf kleine Täfelchen schreiben sollte, denn das müsste ein richtiger Gärtner thun. Als sich nun hierbei herausstellte, dass die botanischen Namen, die ein Gartenkundler unbedingt wissen muss, lateinische waren, fragte der Sohn verwundert, ob denn ein Gärtner auch diese Sprache verstehen müsste. Der Vater bejahte dies und so trieb man denn, da Julius noch weiter auf seinem Plane bestand, wieder tüchtig Latein. Im Herbst jedoch wurde der Knabe des erwählten Berufes überdrüssig, sei es, dass ihm die Thätigkeit eines Gärtners überhaupt nicht mehr gefiel, oder dass das leidige Latein wieder daran schuld war. Er entschloss sich, Kaufmann zu werden. Auch dieser Plan fand die Billigung des Vaters. Er übergab seinem Sohn einen kleinen Handel mit Papier, Federn, Bleistiften u. s. w. und zeigte ihm, wie es nötig sei, genau Buch und Rechnung zu führen. Julius führte alles genau so aus, wie es von ihm verlangt wurde, doch als der Vater die weitere Eröffnung machte, dass ein richtiger Kaufmann auch tüchtig Französisch verstehen müsste, eine Sprache, die aus dem Lateinischen stamme und mit

Hilfe des letzteren viel leichter zu erlernen sei, erklärte der Sohn, er wolle, wenn er einmal Lateinisch brauchte, es nun auch richtig lernen und studieren.

Ehe wir dem Fortgang seiner Vorbereitung auf das Gymnasium weitere Aufmerksamkeit widmen, müssen wir der rauhen Kriegszeit gedenken, die auch das stille und abgelegene Dörflein Marieney berührte. Wenn auch Julius Mosen ihrer nur beiläufig in seinen „Erinnerungen“ Erwähnung thut, so hat sie doch selbstverständlich lebendige Eindrücke bei ihm hinterlassen; wie wäre es sonst möglich gewesen, dass er später jene packenden, unsterblich gewordenen Vaterlandslieder geschaffen, die Deutschland im Fluge durchheilten, heute noch allgemein bekannt sind, „die die Krone aller unserer Vaterlandslieder sind“<sup>1)</sup> und ihrer Lebendigkeit und Frische nie verloren gehen werden, so lange man deutsch denkt und spricht. —

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war das Andenken an Friedrich den Grossen noch ungemein lebhaft im Volke. Auch in Sachsen, im Vogtlande, bewunderte man in dem König, der so tapfer seiner übermächtigen Feinde sich gewehrt, den Vertreter und Verfechter der deutschen Sache. Viele Leute erinnerten sich noch der Zeit seiner Kriegsthaten, ja manche, z. B. Julius Mosens Grossvater, hatten daran, wenn auch auf feindlicher Seite, teilgenommen. So gross aber auch die Bewunderung des Helden im sächsischen Volke war, so sehr hasste man die Preussen.

Dieselbe Erscheinung, d. h. eine grosse Begeisterung für eine einzelne Persönlichkeit sowie ein unbegrenzter Widerwille gegen das von ihr beherrschte Volk, zeigte sich einige Jahre später in Bezug auf Napoleon I. und die Franzosen. Erblickte man in dem ersteren den Helden, der sich vom Soldaten bis zum allmächtigen Herrscher der Welt emporgeschwungen, und von dessen Thaten selbst die fernen, märchenhaften Ufer des Nils erzählten, so hasste man um so ingrimmiger das Volk, das nicht vor dem Morde einer ganzen Königsfamilie zurückgeschreckt war, dessen blinde Wut sich gegen alles Altbestehende wandte, dessen unersättliche Ruhmsucht damals die deutschen Lande und selbst die der mit ihm verbündeten Fürsten mit den schwersten Bedrängnissen erfüllte.

So hatte auch Marieney jahrelang zu leiden von den Lasten des Krieges.

Im Jahre 1806, Julius war drei Jahre alt, Eduard ein Säugling, ertönte eines Abends der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ In ihrer Todesangst flohen sämtliche Einwohner des Ortes, darunter unsere Schulmeistersfamilie, mit ihrer Habe, ihrem Vieh in die zwischen Arnoldsgrün und Marieney gelegenen Wälder. Julius an der Hand, den kleinen Eduard an der Brust, suchte die treue Mutter das schützende Dickicht auf. In der ungewöhnten Kühle des Waldes hatte sich der Zweitgeborene stark erkältet und als die Eltern, da sich die Nachricht glücklicherweise als unwahr erwies, nach Hause zurückgekehrt waren, bemerkten sie zu ihrem grossen Schrecken, dass eine dicke Beule das linke Auge des Knaben bedeckte und am Öffnen hinderte. Der besorgte Vater bat vergeblich bei verschiedenen Ärzten um Hilfe; endlich wagte auf der Eltern ausdrücklichen Wunsch deren Freund, der auch in den „Erinnerungen“ erwähnte Feldscher Glaser in Adorf, den Schnitt, verletzte aber dabei, wie er gefürchtet hatte, das Auge, so dass das Kind, zum grössten Leidwesen der Eltern, auf dem einen Auge blind war und blieb.

Mehr als von den Franzosen wurde das Dörflein einige Jahre später von deren Feinden, den Österreichern und Russen, heimgesucht. Auch die eigenen Landsleute und zwar sächsische Dragoner bezogen längere Zeit Quartier in Marieney. Die Knaben wurden ganz vertraut mit ihnen, ritten auf ihren Pferden, sahen zu, wenn sie ihre Waffen putzten, bewunderten die weissen Uniformen und blitzenden Pallasche und liessen wohl auch hie und da zu heimlichen Versuchen eine der scharfen Patronen entweichen. Ihr bester Freund unter den Reitern hiess Wilhelm, der bei dem Nachbar Schetelich einquartiert war. Durch sein freundliches Wesen war er der Abgott aller Knaben geworden. Eines Morgens schmettert das Alarmsignal, die Reiter eilen auf ihren schmucken Rossen zum Sammelplatz. Wilhelm hatte gerade noch Zeit, Abschied von seinen kleinen Freunden zu nehmen, denen er wehmütiger Gedanken voll zuruft: „Lebt wohl, ich sehe euch nicht wieder.“ Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Die Truppe, die in der Richtung nach Plauen ausgerückt war, traf auf eine feindliche Abteilung. Die Trompeten schmetterten zum Angriff, Wilhelm fiel zu Tode getroffen als erster und einziger Mann. Der Schmerz der Knaben war gross und tief, als sie diese Nachricht hörten und das herrenlose Pferd ihres Freundes in das Dorf führen sahen.

Nach dem Abzug der Dragoner rückte sächsische Infanterie ein. Dieselbe blieb ebenfalls längere Zeit, so dass sich abermals zwischen den Einwohnern des Ortes, insbesondere dem männlichen, jüngeren Teil und den Truppen das herzlichste Verhältnis entwickelte.

<sup>1)</sup> Cajus Möller, Orion.



Die gute Oberstube des Schulhauses hatte der Führer des Fussvolkes, Hauptmann von Jessnitz (!), mit Beschlag belegt, der zu seiner grossen Freude in der thätigen Frau Kantor eine Kochkünstlerin ersten Ranges entdeckte. Besonders mundeten ihm die vom Hausherrn gefangenen Forellen und Krammetsvögel und nach jedem Mittagessen meldete der Diener gehorsamst in der Küche, es habe dem Herrn Hauptmann wiederum vortrefflich geschmeckt. Zum Danke für die gute Verpflegung hinterliess der sächsische Offizier der Lehrersfamilie ein kostbares Kästchen, das ihm als Aufbewahrungsort für seine Wertsachen gedient und in dem die Frau Kantor nun ihre Familienbriefe verschloss.

Das Schulhaus war der Sammelpunkt aller derer, die, des Schreibens und Lesens unkundig, einen Brief erhalten hatten oder auch abschicken wollten. Unermüdlich erfüllte der hülfreiche und gute Lehrer alle Bitten der Krieger; alle kamen sie mit schwerem Herzen, und wenn sie ihre heimatlichen und häuslichen Verhältnisse, von Vater und Mutter, von Weib und Kind erzählten, flossen oft die Thränen über die gebräunten und bärtigen Gesichter; hatte aber der liebenswürdige Helfer, der wie keiner es verstand, in ihren Seelen zu lesen und dann ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, ihnen den fertigen Brief vorgelesen, so erheiterten sich die ernstesten Mienen und fröhlich und heissen Dankes voll entfernten sich die Glücklichen.

Nachdem das sächsische Fussvolk den Ort geräumt, erscholl eines Tages der Ruf: „Die Kosaken kommen!“ Auf kleinen Pferden trabten bärtige Gesellen am Schulhause vorbei, teils nach Schöneck sich wendend, teils und zwar zweihundert Mann stark, im Dorfe verbleibend. So wild auch die neuen Ankömmlinge aussahen, so harmlos und kinderfreundlich waren sie. Die klugen Knaben machten sich sogleich mit dem bei der Kosakenabteilung befindlichen russisch-deutschen Dolmetscher bekannt und erhielten von ihm ein ungefähr vier Blätter starkes Verzeichnis der gewöhnlichsten und gangbarsten russischen Wörter mit deutscher Übersetzung. So gelang es denn Julius in kurzer Zeit, sich mit den fremden Kriegern notdürftig zu verständigen, zuweilen sogar bei dem mündlichen Verkehr zwischen den Bauern und Soldaten helfend einzugreifen und so der Liebling der bärtigen Reiter zu werden, die sich überall, wohin sie kamen, als ganz besondere Kinderfreunde erwiesen. Bei ihrem Abzug erhielt Julius die Erlaubnis, sie bis Oelsnitz begleiten zu dürfen. Hier erwartete ihn eine neue Überraschung, denn in dieser Stadt lag ein Trupp Baschkiren. Der Knabe stand vor der Hausthüre seiner Grosseltern und beobachtete einen dieser aus dem fernen Osten stammenden Krieger, der eben auf der Strasse sein Frühstück verzehrte. Gerade als der Fremdling wieder seine Semmel mit Wurst zum Munde führte, kam ein Pfeil geflogen, der das Frühstück wegriss; ebenso schnell bemächtigte sich der kühne Schütze der erbeuteten Esswaren. Der Beraubte war durchaus nicht böse, er scherzte mit seinem Landsmann über den glücklichen Schuss.

Julius hatte staunend zugesehen; sehnsüchtigen Auges bewunderte er den Bogen nebst spitzem Pfeil; in dem kindlichen Gemüt erwachte mächtig der Wunsch nach dem Besitze eines solchen Kleinods. Welche Wonne, wenn er mit ihm die heimatlichen Wälder und Wiesen durchschweifen könnte! Der gutmütige Baschkire erriet die Sehnsucht, die aus des hübschen Knaben Antlitz sprach; er machte ihm wenigstens begreiflich, dass Bogen und Pfeil für Geld zu erhalten seien, und so wurde denn auch für ein paar Groschen das Schiesszeug erstanden und glücklich und stolz zugleich trug es Julius nach Hause.

In Marieney begann nun ein gefährliches Schiessen. Die leichten Pfeile, welche sich die Knaben nach dem ursprünglichen schnitzten, musste der Nachbar, der Schmied Hinkeldei, mit eisernen Spitzen versehen, und über Bäume und Häuser, ja über den Kirchturm hinweg schwirrten die Geschosse. Dächer, Fenster, Thüren und Balken zeigten bald deutliche Spuren des neuen Zeitvertreibs, so dass der Vater dazwischen trat und den Bogen zum grossen Kummer seiner Söhne wegnahm. Nach einem Jahre entdeckte Julius ihn in einem Winkel des Kirchbodens versteckt; hochofrenut über den Fund zog er die schlaff gewordene Sehne kräftig an — ein Krach, der dürr und morsch gewordene Bogen brach entzwei.

Nach dem Abzuge der Kosaken rückte eines Tages reguläre russische Reiterei in Marieney ein, um ebenfalls daselbst längere Zeit im Quartiere zu bleiben. In die schon erwähnte Oberstube des Schulhauses zog der russische Oberst ein, ein schöner und liebenswürdiger Mann. Dem Gaste zu Ehren hatte Julius' Vater das Bild des allgemein geliebten Kaisers Alexander aufgehängt. Der Oberst befand sich, wie sein Vorgänger, der sächsische Hauptmann, sehr wohl im Schulhause; seinen staunenden Wirtsleuten zeigte er die mannigfachen und kostbaren von ihm erbeuteten und mitgeführten Sachen.

Diesmal sollte man in Marieney auch die Unliebenswürdigkeit fremder Kriegerscharen kennen lernen. Ein russischer Wachtmeister hatte bei dem schon erwähnten Nachbar Hinkeldei öfters die Pferde beschlagen lassen, so dass daselbst eine Schuld von einigen dreissig Thalern aufgelaufen war. Trotz vielfachen Bittens und Mahnens konnte der Schmied sein Geld nicht erhalten. Der Tag des Abmarsches rückte heran, die russischen Reiter sammelten sich im Schlosshofe; voll Angst über seinen in jenen Zeiten doppelt schweren Verlust eilte Hinkeldei zu dem Herrn Kantor, von ihm Hilfe in seiner Not heischend. Dieser begab sich sofort in den Schlosshof, stellte den Wachtmeister zur Rede und verlangte die Berichtigung der Schuld. Der Russe verweigerte nicht nur die Zahlung, sondern wurde auch noch frech und gemein, so dass der ob solcher Gesinnung leicht erregbare Schulmann sich vergass und von seinem spanischen Rohrstocke Gebrauch zu machen begann. Da öffnete sich plötzlich ein Fenster im Schlosse und laut donnerte die Stimme des russischen Obersten in den Hof hinab: „Herr Kantor, gleich herauf zu mir, was ist das? Sie haben sich an einem russischen Soldaten vergriffen; wissen Sie, dass Sie dadurch Ihr Haupt verwirkt haben?“ Unerschrocken antwortete der tapfere Schulmeister: „Das ist kein Soldat Ihres herrlichen Kaisers, das ist ein Spitzbube!“

Der Oberst untersuchte sofort den Fall, der schuldige Wachtmeister gestand zitternd sein Vergehen und wurde, nachdem er den Schmied bezahlt, noch empfindlich gestraft. Dem Herrn Kantor aber hat die Sache dank der Freundlichkeit seines von ihm so gut gepflegten Obersten glücklicherweise nichts geschadet.

Noch gegen Ende dieser langen, beschwerlichen Kriegszeit sollte der wackere Mann abermals Gelegenheit haben, seine Unerschrockenheit zu beweisen. Es war im Jahre 1814. Der würdige Pfarrerherr von Marieney, Mag. Steinmüller, war am 21. November 1813 gestorben, das Amt noch unbesetzt. Der Kirchschullehrer musste, soweit nicht Prediger von auswärts aushalfen, den Gottesdienst und die sonstigen pfarramtlichen Handlungen versorgen. Eines Sonntags früh erfolgte der Einmarsch einer stattlichen Zahl von Österreichern unter der Führung eines Oberstleutnants. Sie verlangten ohne weiteres von der durch die mannigfachen Trübsale des Krieges erschöpften Gemeinde mehrere Hundert Scheffel Korn, einige Wagen Heu und eine ansehnliche Summe bares Geld und als der Richter des unteren Dorfes Haueis ihnen die Unmöglichkeit ihrer Forderung erklärte, drangen die Fremdlinge auf ihn ein und schossen auf den Entfliehenden, glücklicherweise ohne ihn zu treffen, ihre Gewehre ab. In seines Herzens Angst lief der Ärmste zum Kantor. Dieser sammelte sofort die wenigen Leute, deren er habhaft werden konnte, eilte mit ihnen auf den Turm und begann ein Sturmläuten, das am frühen Sonntagmorgen gar ängstlich über das Dorf und die Umgegend hallte. Der österreichische Oberstleutnant war betroffen über das Heulen der Glocken, er sah die finsternen Gesichter der Einwohner, vielleicht drängte ihn auch der Weitermarsch, kurz, er liess den Veranstalter des unheimlichen Sturmgeläutes kommen und fragte, was dasselbe zu bedeuten habe. „Es ist Sonntag“, erwiderte der Kantor, „und die Gemeinde soll sich versammeln, um das Wort Gottes zu hören.“ „Aber warum klingt denn das so schaurig?“ fragte der Österreicher weiter. „Weil alle Einwohner des Ortes in Angst und Verzweiflung sind“, lautete die Antwort. „Nun, wir lassen ja mit uns handeln“, meinte hierauf der Oberstleutnant. Man begab sich in das nahe Schloss, der wackere Schulmann legte die Bedingungen der Gemeinde vor und schliesslich einigte man sich. Die Soldaten empfingen von den Einwohnern reichlich Speise und Trank, ausserdem aber lieferten die letzteren noch einen Wagen Heu und zehn Scheffel Hafer.

Der Herr Oberstleutnant erhielt sein treffliches Mittagsbrot im Schulhause. Bevor dasselbe aufgetragen wurde, durchblätterte er die auf dem Klavier liegenden Schreibhefte der Marieneyer Schuljugend. Als er in einem derselben den von seinem Quartiergeber dem Schüler vorgeschriebenen Spruch fand: Der Krieg macht Diebe, aber der Friede hängt sie wieder auf, meinte er lächelnd: „Ei, ei, Herr Kantor, Sie prophezeien schlecht.“ „Das ist nur die bewährte Erfahrung der Geschichte“, antwortete kurz der andere.

In diese Zeit der schweren Kriegesnot fällt auch der Aufenthalt des Königs Friedrich August von Sachsen in Plauen. Er wohnte daselbst vom 26. Februar bis 28. März 1813 im Senator Schmidtschen, jetzt Gösmannsehen Hause in der Jüdengasse, weil der Vortrab der Verbündeten in die Lausitz eingerückt war und das Hoflager in der Hauptstadt gefährdet schien; die genannte Gasse erhielt laut stadträtlicher Bekanntmachung vom 12. März 1813 den Namen Königstrasse.<sup>1)</sup> Alle Bürger beeilten sich durch verdoppelte Aufmerksamkeit die Majestät die Schwere ihrer Lage

<sup>1)</sup> Vergl. Fiedler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Plauen. Kap. V: die Juden- später Königsgasse.



vergessen zu lassen. Auch der treugesinnte Kantor von Marieney entschloss sich, den König in seiner Weise zu ehren. Er liess seinen Forellenteich am „grünen Holze“ ziehen, entnahm ihm die schönsten wohl ein Pfund wiegenden Fische und machte sich mit ihnen auf den Weg nach Plauen. Ein Tagelöhner fuhr auf dem Schubkarren das Fischfass. Julius und sein Vater achteten des köstlichen Inhalts. Von Zeit zu Zeit sah man nach, und sobald eine Forelle matt geworden zu sein schien, musste Julius frisches Wasser herbeitragen, in welchem sich der Fisch erholte. Glücklicherweise erreichte man nach mehrstündigem Marsche die Stadt Plauen und das königliche Quartier, in dem soeben die Vorbereitungen für die Tafel getroffen wurden. Es gelang den patriotischen Vogtländern, ihre Gabe abliefern zu können zum grossen Erstaunen des Küchenvorstandes, der behauptete, noch nie solche Prachtstücke von Forellen gesehen zu haben. Er wollte dieselben erst gar nicht als Geschenk annehmen, sondern fragte zur grossen Entrüstung des Gebers nach dem Preise der edlen Tiere: „Ich werde mich schämen, auch nur einen Pfennig anzunehmen“, lautete die Antwort des königstreuen Vogtländers, der noch denselben Tag zu Fuss den Heimweg antrat, um den in der Schankwirtschaft von Schetelich in Marieney seiner wartenden Bauern seine Reiseerlebnisse zu erzählen.

Schweren Herzens und bitteren Schmerzes voll erfuhr und ertrug er einige Zeit darauf die Teilung des Vaterlandes und die in Namur erfolgte Erschiessung sächsischer Soldaten, unter denen unglücklicher Weise auch ein Vogtländer aus Chrieschwitz bei Plauen war. —

Nach den aufregenden Zeiten des Krieges, die wohl öfters die Regelmässigkeit des Unterrichts beeinträchtigt haben mögen, konnte der Vater an die weitere Ausbildung der Knaben denken. Der sprachkundige Dorfschulmeister nahm, wie wir schon gesehen, den lateinischen Unterricht selbst in die Hand, da es ja nun als ausgemacht galt, dass Julius studieren sollte. Es machte sich aber auch die Einführung des künftigen Gymnasiasten ins Griechische nötig. Eine günstige Gelegenheit hierzu bot sich in Adorf, wo der Rektor Wieprecht Knaben auf die höhere Schule vorbereitete. Da sich daselbst in der Person des Organisten Horlbeck auch ein sehr guter Klavierlehrer fand, der Vater aber selbst, seiner lebhaften Gemütsart wegen, den Söhnen nicht gern Musikunterricht erteilen wollte, so wanderten Julius und Eduard, ersterer zwölf und einhalb, letzterer zehn Jahre alt, mit dem Ränzel auf dem Rücken zweimal die Woche in die Privatstunde dem anderthalb Stunde entfernten Adorf zu. Auf dem Hinwege wurden fleissig Regeln und Wörter wiederholt und gegenseitig abgefragt, heimwärts aber erzählten sich die Knaben Geschichten. Die Jugendlust hatte auf diesem Wege übergenug Gelegenheit sich auszutoben. Da gab es noch Zeit genug, Sperlinge zu jagen und besonders die in jener Gegend noch heute so häufigen Kreuzottern zu töten.<sup>1)</sup>

Einmal ereignete sich eine heitere Geschichte. Die Knaben hatten unterwegs mit Steinen nach den Sperlingen geworfen und einen davon scheinbar zu Tode getroffen. Eduard steckte ihn als willkommene Jagdbeute in die Hosentasche. Während der Klavierstunde fühlte er plötzlich ein wütendes Scharren und Krabbeln; in Todesängsten spielte er weiter; die Tasche wurde immer lebendiger und mit einem Male flog der totgeglaubte Sperling, nachdem er glücklich den Ausgang gefunden, im Zimmer umher. Der erzürnte Organist fragte, wer denn diesen „Spitzbuben“ hereingelassen hätte und jagte ihn zum Fenster hinaus.

Julius machte sehr gute Fortschritte im Griechischen, während in der Musik das Zensurbuch des Bruders Eduard immer bessere Zeugnisse aufwies. Julius war zum Klavierspiel zu lebendig; das regelrechte Fingersetzen machte ihm grosse Schwierigkeiten, doch wurde der Sinn für die Welt der Töne auch in ihm geweckt und eine Fertigkeit insoweit erzielt, dass er später als mittelloser Gymnasiast in Plauen mit Musikstunden sich einige Einnahmen verschaffte.<sup>2)</sup>

Zuweilen war es schon spät geworden, wenn die Knaben sich auf den Heimweg machten. Durch dunklen Wald führte der Weg, leise flüsterten dann die hohen Tannen, es rauschten die Fichten und die schweren Äste ächzten im Winde. Silberner Mondenschein übergoss die heimatlichen Fluren mit weissem Lichte, die ganze Landschaft schien verzaubert, und leise erzählten die beiden kleinen fahrenden Scholaren sich ihre Märchen und Geschichten. Schon erfüllten grosse Pläne den Kopf des älteren; in den weissen Nebelschleiern, die im glänzenden Mondenlichte aus den feuchten Thälern stiegen, im dunkeln Schatten der Bäume erblickte er die Gestalten, die sein kleines Hirn beschäftigten; er wollte, wie er an einem dieser zauberhaften Abende seinem jüngeren Bruder gestand, ein Trauerspiel „die Pfarrerstochter von Taubenhain“ schreiben.

<sup>1)</sup> Im amtsauptmannschaftlichen Bezirk Oelsnitz, zu dem Marieney gehört, sind im Jahre 1889 2140, im Jahre 1890 3335 Kreuzottern getötet worden, wofür im ersten Jahre bei 50 Pf. Prämie 1070 Mk., im zweiten bei 30 Pf. 1060 Mk. 50 Pf., also 2070 Mk. 50 Pf. zusammen bezahlt wurden. (Vogtl. Anzeiger, 1890 No. 294).

<sup>2)</sup> Vergl. hierzu Brief II. III.

Ostern 1817 sollte Julius die Heimat verlassen, um das Gymnasium zu Plauen, wo Vater und Grossvater ihre Studien gemacht, zu besuchen. Wie wir aus den „Erinnerungen“ erfahren, war der dortige Rektor Mag. Adolph Friedrich Wimmer<sup>1)</sup> sein Pate. Das Lyceum oder die lateinische Stadtschule<sup>2)</sup> zu Plauen war zugleich Lehrerseminar und verbunden mit der allgemeinen Stadtschule. Nach einem bei den Gymnasialurkunden liegenden Bericht des Rektors Wimmer<sup>3)</sup> hatte die Schule im ganzen sechs Klassen, in welchen Kinder und Jünglinge vom Abo an bis zu ihrem Übergang ins bürgerliche Leben, oder bis zu ihrer Anstellung als Schullehrer oder bis zu ihrem Abgang auf die Universität unterrichtet wurden. Für jede der sechs Klassen gab es nur einen ständigen Lehrer, ausserdem für die obersten Klassen einen französischen Sprachmeister, einen 1795 von Direktor Rost dem Jüngeren mit einem Gehalte von fünfzig Thalern angestellten elsässischen Emigranten namens Mylet<sup>4)</sup>. Die unteren Klassen waren nach Wimmers Bericht von der zahlreichen Stadtjugend, da es ja in Plauen keine öffentliche Schule weiter gab, wie vollgepfropft. Die dritte Klasse erst war die Vorbereitungs-klasse auf das Gymnasium und enthielt noch viele Kinder, die aus ihr, wenn sie zu dem heiligen Abendmahl gegangen, in das bürgerliche Leben übertraten. Nur die zwei obersten Klassen, von denen die zweite in Ober- und Untersecunda, die erste in Ober-, Mittel- und Unterprima zerfiel, machten mit ihren zwei Lehrern und dem französischen Sprachmeister die eigentliche Gelehrtenschule aus<sup>5)</sup>. War eine von den beiden Stellen, das Rektorat oder das Konrektorat, erledigt, oder einer von den beiden Lehrern, der Rektor oder der Konrektor, krank, so sah es mit der Vertretung gar schlimm aus, denn für das ganze Gymnasium war nur ein Lehrer und der Sprachmeister vorhanden. So ist es denn auch, wie uns Rektor Wimmer in bescheidener Weise berichtet, allein während seiner Amtsführung bis 1817 dreimal der Fall gewesen, dass er mehrere Wochen alle Gymnasiasten zu beschäftigen hatte, eine Aufgabe, deren Schwere wir ermessen können, wenn wir erfahren, dass nach den Nachrichten aus dem Schuljahr 1815/16 trotz der vorhergegangenen andauernden Kriegsbeschwerden die eigentliche Lyceum hundertvierundsiebzig Zöglinge, darunter achtundsechzig auswärtige, zählte. Die Besoldungen der wenigen Lehrer waren ausserordentlich gering und musste z. B. der Rektor den grössten Teil seines Gehaltes am Gregoriusfeste<sup>6)</sup> in den Häusern der Stadt zusammentragen lassen.

Eine ausserordentliche Hilfe fand die Schule in jener Zeit dadurch, dass der Superintendent von Plauen, Dr. Fischer, seit vielen Jahren vier Stunden wöchentlichen Unterricht erteilte und dass der Diakonus Mag. Steinhäuser, der früher Konrektor am Gymnasium gewesen war, in Prima und Sekunda den ganzen mathematischen Unterricht aus alter Liebe zur Schule übernommen hatte. Später waren wegen der mit dem Lyceum verbundenen Lehrerbildungsanstalt die sämtlichen fünf Geistlichen von Plauen an der Schule thätig, von denen Diakonus Engel als Lehrer des Deutschen, wie wir noch sehen werden, besondere Erwähnung verdient.<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Mag. Adolph Friedrich Wimmer war geboren am 19. Juli 1770 zu Knobelsdorf bei Waldheim, wurde 1799 Konrektor, 1800 Rektor des Lyceums zu Plauen und starb als solcher am 4. Mai 1829.

<sup>2)</sup> Vergleiche Fiedler, Beiträge zur Geschichte der Stadt Plauen. III: die alte lateinische Stadtschule; Schulprogramm von 1827, enthaltend: Kurze Geschichte der lateinischen Stadtschule zu Plauen im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts von Wimmer; sowie Programme von 1803, 1815, 1816.

<sup>3)</sup> Bericht über den gegenwärtigen Zustand der lateinischen Stadtschule zu Plauen nebst Ideen zur äussern Verbesserung dieser Anstalt aufgesetzt und Sr. Hochwohlgeboren dem gnädigen Herrn Geh. Finanzrath und Kreishauptmann Edler v. d. Planitz vor Eröffnung des Königl. Sächs. Landtages 1817 unterthänigst überreicht den 19. Nov. 1817 von Mag. Adolph Friedr. Wimmer, der Schule zu Plauen Rektor.

<sup>4)</sup> Derselbe war von 1795—1832 Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium zu Plauen.

<sup>5)</sup> „Die Schüler der 3. und 4. Klasse waren in einigen wöchentlichen Stunden, die der 1. und 2. Klasse aber an vier Tagen der Woche in den zwei ersten Früh- und in den zwei ersten Nachmittagsstunden vereinigt, wobei die zwei ersten Lehrer wechselten. Kinder also von 13, 14 Jahren, die vielleicht vor Kurzem auf die Schule gekommen waren, und Jünglinge von 19, 20, 21 Jahren, die soeben auf die Universität abgehen wollten, und andere Schüler von 20—30 Jahren, die als Schullehrer angestellt zu werden wünschten, wurden in 16 wöchentlichen Lehrstunden gemeinschaftlich unterrichtet. Mit welchen von diesen konnten sich die Lehrer beschäftigen? Natürlich mit den Mittleren; aber konnten sie damit selbst bei der besten Methode den Obersten und den Untersten zugleich nützen?“ Wimmer, Programm 1827.

<sup>6)</sup> Programm 1827: S. 7 Anmerkung. Mag. Johann August Görenz, Etwas über das Gregoriusfest. Plauen, Programm 1797.

<sup>7)</sup> Mag. Dr. theol. Johann Friedrich Wilhelm Fischer war geboren am 5. Aug. 1767 zu Dautschen bei Torgau, besuchte die Fürstenschule zu Meissen, wurde 1788 Wittenberger Magister, 1792 Pfarrer in Dautschen, 1797 Superintendent zu Jüterbogk, war vom 2. Dez. 1798 bis 28. Okt. 1823 Superintendent in Plauen, wurde 1802 Wittenberger Dr. theol. und im November 1823 Superintendent zu Pirna, wo er am 28. April 1842 starb. (Römpler, Mitteilungen über die Lehrer und Schüler des Königl. Schullehrerseminars zu Plauen i. V. 1885.)

Mag. Johann August Wilhelm Steinhäuser war geboren am 17. Januar 1780 in Geilsdorf bei Plauen,



Bei diesen nach unseren heutigen Begriffen unsäglich schwierigen Verhältnissen werden wir es durchaus glaubhaft finden, dass Rektor Wimmer, ohne lange zu fragen, was ihm dafür werde, oft des Tages acht bis zehn Stunden Unterricht erteilte, ohne dabei seine schwierige Stellung als Stadtschuldirektor zu vernachlässigen; dass er im Winterhalbjahr, wo er von Michaelis bis Ostern die Konfirmanden anfangs in zwei, von Fastnacht an in sechs, auch acht wöchentlichen Stunden zum heiligen Abendmahl vorbereitete, immer die Woche gegen fünfzig Stunden Unterricht erteilt hat.

In diese eben geschilderte Anstalt trat Julius Mosen im Jahre 1817 ein. Der Abschied von der Heimat fiel nicht leicht, wie ein jeder, der ihn selbst als Knabe hat durchmachen müssen, sich denken kann, wiewohl der Reiz der Neuheit den Schmerz der Trennung verminderte.

Ein Sonnabend Nachmittag im Monat Februar war vom Rektor Wimmer zu der von ihm abzuhaltenden Aufnahmeprüfung bestimmt worden. Da der Vater nicht längere Zeit von zu Hause wegbleiben konnte, auch den Gottesdienst zu versorgen hatte, so wurde beschlossen, früh fünf Uhr aufzubrechen; denn nur so war dem Vater die Heimkehr an demselben Tage möglich. Freitag vorher besuchte Julius noch einmal den Unterricht der heimatlichen Dorfschule. Vor dem Schlusse derselben sagte der Vater zu ihm: „Willst du nicht um elf Uhr Abschied nehmen von deinen Kameraden? Geh in die kleine Stube und schreibe dir etwas auf.“ Julius that wie ihm befohlen und sprach, als der Vers am Schlusse des Unterrichts gesungen war, ein von ihm in der Zwischenzeit gedichtetes Abschiedslied an die ihn umringenden Kinder. Flammenden Blicks, mit wallendem Haar und nackter Brust stand er da; laut weinend kamen die Jugendgespielen, um von ihm Abschied zu nehmen: „Leb wohl, Juli.“ Noch lange Jahrzehnte später, als einst Eduard Mosen das Heimatdorf wieder einmal aufsuchte, wusste sich ein alter sechundsiebzighähriger Bauer lebhaft dieses Abschieds, dem er mit beigewohnt, zu erinnern; ja, er sagte noch einige Strophen aus dem Abschiedsgedichte des scheidenden Julius her.<sup>1)</sup>

Die Aufnahmeprüfung fand mit gutem Erfolg statt; der neue Schüler wurde in die Tertia des Gymnasiums aufgenommen. Diese Anstalt hatte damals endlich ihren Umzug aus den für Schulzwecke ganz unzureichenden, klösterlichen Mauern des Diakonats, in denen einst Mosens Vater und Grossvater ihre Bildung erhalten, in das durch den Superintendenten Dr. Tischer angekaufte Gebäude bewerkstelligt, welches jetzt der Königl. Baugewerkschule dient.<sup>2)</sup> Die Wohnung des

---

1803—1810 Konrektor am Lyceum, 1811 2. Landdiakonus zu Plauen (und Pfarrer zu Strassberg), wurde 1858 emeritirt und starb am 29. Januar 1859 zu Plauen. (Römpler.)

Mag. Moritz Erdmann Engel war geboren den 29. Juli 1767 in Plauen, 1792—1800 Baccalaureus und Quintus am Lyceum, 1800 1. Landdiakonus (und Pfarrer zu Jössnitz), seit 1801 Stadtdiakonus zu Plauen und seit 1799 auch Redakteur des Intelligenzblattes, bez. Vogtl. Anzeigers ebenda (1802 Wittenberger gekrönter Dichter?), und starb am 10. Februar 1836 in Plauen. (Römpler.)

Über Dr. Tischers und Mag. Engels bedeutende schriftstellerische Thätigkeit vergleiche Römpler, Mitteilungen, S. 2.

<sup>1)</sup> Reinhard Mosen, Julius Mosens Biographie, S. 3 u. 4: „Im Anfang des Jahres 1817 sollte er jedoch sein liebes Marieney verlassen, da sein Vater dem Sohne eine freiere und höhere Laufbahn eröffnen wollte, als ihm selbst zu betreten vergönnt gewesen war. Auf einem losen Bogen, den ich erst kürzlich unter den nachgelassenen Papieren meines Vaters fand, erzählt er selbst davon so: Es war im Monat Februar 1817, wo ich das Vaterhaus verlassen und von meinem Vater nach Plauen auf das Gymnasium gebracht werden sollte. Am Sonnabend Nachmittag sollte ich mich zur Prüfung bei dem Rector der Schule dort einstellen. Mein Vater, dessen Amt keine längere Abwesenheit gestattete, hatte daher beschlossen, an diesem Tage früh 6 Uhr mit mir aufzubrechen. In dieser Absicht liess er mich den Abend zuvor, nachdem ich mein Abendgebet verrichtet hatte, zeitig zu Bett gehen; vorher hatte er mir noch erlaubt, früh die Morgenglocke läuten zu dürfen, als letzten Abschiedsgruss an einen Schulkameraden, welchem ich es versprochen hatte. Obschon der Nachtwächter bestellt war, uns früh 5 Uhr zu wecken, so konnte ich doch, theils aus Aufregung, theils aus Sorge, mich zu verschlafen, nicht zur Ruhe kommen. Halbwachend, halbträumend lag ich da und lebte noch einmal in der Erinnerung die Begebenheiten meiner Kindheit durch, bis sie zu Träumen wurden. Bald lief ich mit meinen Kameraden um die Wette auf der Schafwiese, welche mitten im Dorfe lag und sich weit und breit sanft vom Bergabhang zum Fahrweg, der mitten durch das Dorf führte, herunterstreckte, bald kletterte ich auf himmelhohe Bäume nach Vogelnestern, dann aber fischte ich Forellen im Bache, der so krystallklar dahin rann. Da pochte der Nachtwächter an die Hausthür. Sogleich stand ich auf und ging hinunter in die Wohnstube, um die neuen Kleider für die Reise anzuziehen; denn als angehender Gymnasiast hatte ich für die ländliche Jacke den ersten Rock erhalten. Mitten in der Stube stand der Koffer, welcher meine Ausstattung enthielt. Darauf lag eine prächtige, grüne Tuchmütze und ein Reisestock, welchen mein Grossvater aus einer jungen Eiche geschnitzt hatte. Dieser Stock begleitete mich auch in späteren Jahren auf die Universität und von da nach Italien, wo er mir in Bologna entwendet wurde.“

<sup>2)</sup> Das 1797 mit einem Aufwand von 34000 Thalern gebaute Haus am Schulberge wurde 1815 für die nur durch den vorhergegangenen Krieg erklärliche geringe Summe von 7575 Thalern zu Schulzwecken angekauft, eine Summe, zu der u. a. der Accisinspector Leissner 2000 Thlr., der Stadtrat 1500 Thlr., Kaufmann Gössel 1000 Thlr.,

neu aufgenommenen Gymnasiasten befand sich vor dem Syrauerthor, wahrscheinlich in dem früheren Carléschen Hause, bei einem Schneider<sup>1)</sup>, und die Räume waren so beschränkt, dass der Schüler in der Werkstatt arbeiten und sich aufhalten musste. Die Verhältnisse des Vaterhauses gestatteten, wie schon angedeutet worden ist, und wie wir später aus den angeführten Briefen ersehen werden, nicht nur keinen Aufwand, sondern forderten auf der Seite der Eltern wie des Sohnes die grösste Einschränkung. So können wir wohl der Äusserung eines Jugendbekannten von Mosen, eines Schulfreundes, der erst vor einem Jahre das Zeitliche gesegnet, Glauben schenken, wenn er sagt, „derselbe sei durchaus nicht nach dem Modejournal gekleidet gewesen.“ Ein anderer hochbetagter Herr, der zu jener Zeit auch das Lyceum besucht hat, schrieb dem Verfasser dieser Zeilen, „dass Mosen oft von seinen Mitschülern, die er durch sein aufrichtiges und gemütreiches Wesen zu gewinnen und zu fesseln wusste, bedauert worden ist, wenn sie sahen oder erfuhren, mit wie kärglichen Mitteln er seine Ernährung und Bekleidung ermöglichen musste; hatte er ja an Fest- und Werkeltagen, im Sommer und Winter, nur einen Rock zu tragen.“

Doch erfreute er sich auch verschiedener Hilfe. War es auch mit den Wohlthaten, welche die Schule gewähren konnte, ziemlich schlecht bestellt, so gab es doch in der Stadt Familien, die gern mit Rat und That begabte und ihnen empfohlene Jünglinge unterstützten. Vor allem gilt es hier des Fabrikanten Gössel Erwähnung zu thun, durch dessen werktätige Hilfe es erst mit ermöglicht worden war, dass die Schule das neue Heim beziehen konnte. Ausser diesem Manne sind noch die Familien Keller, Hartenstein und Facilides als die zu nennen, in deren Mitte der junge Gymnasiast Aufnahme und Unterstützung fand. Besonders wohl befand er sich im Hause des zuletzt genannten Stadtsyndikus Facilides, denn hier fesselte ihn nicht nur die Gediegenheit, edle Sitte und Güte einer hochangesehenen Familie, sondern er sah auch mit wachsender Neigung auf die aufblühende Tochter Louise. Sie entflamte sein junges Herz und ihr widmete er seine ersten dichterischen Versuche. Ihr Bild begleitete ihn später auf die Universität Jena und gross war sein Schmerz, als er ihren bald darauf erfolgten Tod erfuhr, der sie als junges Mädchen und in der Blüte ihrer Schönheit dahinraffte.<sup>2)</sup>

Die liebliche Umgebung der Stadt Plauen, welche sie Einheimischen und Fremden gleich teuer macht, übte ihren Einfluss nicht minder auf das für Natur und Naturschönheiten so empfängliche Gemüt Julius Mosens. Dazu kam, dass die alte vogtländische Kreisstadt, der ehemalige Sitz der kaiserlichen Vögte, vieles bot, was an die Vergangenheit erinnerte. Des Gymnasiasten aussergewöhnliche Phantasie verriet schon damals der träumerische Hang, vergangenen Dingen nachzugehen, sie mit dem Zauber seiner Einbildungskraft neu zu beleben und sich so eine Umgebung zu schaffen, die nur für ihn bestand. Sinnend weilte er oft auf dem Hradschin, dem alten Schlosse der Vögte, in dem einst Kaiser Karl IV. sich aufgehalten, und erinnerte sich des Blutbades, das die Hussiten bei der Erstürmung dieses Bollwerkes von Plauen am 25. Januar 1430, am Tage Pauli Bekehrung, unter der dahin geflüchteten Bürgerschaft anrichteten. „Sieh, Eduard,“ sagte er zu seinem Bruder, der ihn zuweilen in Plauen aufsuchte und mit dem er die geschichtlichen Stätten der Stadt sowie ihre Umgebung durchwanderte, „dabinunter ist das Blut der treuen Männer geflossen wie ein dahin rinnender roter Bach.“<sup>3)</sup>

Besonders interessant war für Julius Mosen auch die in nächster Nähe der Stadt liegende Ruine Dobenau, eine Burg, die in vergangenen Zeiten dem ganzen Gau den Namen gegeben und um deren verfallenes Gemäuer heute noch gewisse Sagen spielen.

Während der fünf Jahre seines Aufenthalts am Lyceum zu Plauen genoss Julius Mosen den Unterricht der schon genannten Herren Wimmer, Tischer, Steinhäuser, Mylet und Engel;

Dr. Tischer 500 Thlr., Leutnant v. Trützschler auf Falkenstein 110 Thlr. gaben. Vergleiche Wimmer: Ad inaugurandam novam domum scholasticam, Plaviae 1815. Rede bei der Einweihung des neuen Voigtländischen Kreisschulhauses in Plauen, am 17. April 1815 gehalten und auf Verlangen zum Druck befördert von Dr. Joh. Fr. Wilh. Tischer, Superintendent und Schulinspector. Ausserdem Voigtländ. Anzeiger 1815 No. 19. Nationalzeitung der Deutschen 1815 No. 23 S. 460—463.

<sup>1)</sup> Diese Angabe ist dem Verfasser von mehrfacher, glaubwürdiger Seite gemacht worden, obgleich sie scheinbar im Widerspruch steht mit dem Gymnasialprogramm von 1868, wo es S. 57 in einer Anmerkung heisst: „Julius Mosen wohnte in Plauen zuletzt auf der Königsgasse bei Drechsler Hensel.“ Wahrscheinlich hat Mosen mehrere Wohnungen gehabt.

<sup>2)</sup> Christiane Louise Facilides, geboren den 29. Mai 1804, starb in ihrem 19. Jahre am 2. Januar 1823. Vergleiche S. 29.

<sup>3)</sup> Vergleiche Fiedler, II, S. 15.

ausser diesen sind noch als seine Lehrer zu nennen Mag. Schlick, Stadelmann, Dölling und Pfretzschner.<sup>1)</sup>

Von Ostern 1817—18 durchlief Mosen die dritte Klasse. Aus dieser Zeit sind uns keine Schulfachrichten, wohl aber zwei Briefe erhalten, deren erster, von der Mutter geschrieben, uns zeigt, dass wenig Geld und dafür mehr Lust, sein Leben nach dem Vorbild des Grossvaters zu gestalten, bei dem lebendigen Tertianer vorhanden war. Der andere Brief, vom Vater geschrieben, beweist uns, wie unablässig dieser brave Mann auf das Wohl seines Sohnes bedacht war.

Die Briefe lauten:

I.<sup>2)</sup> Marieney, den 21<sup>n</sup> Sbr. 1817.

Lieber Sohn,

Deinen ersten Brief habe ich empfangen, aber leider er hat mir nicht gefallen. Hast Du Lust zum Soldaten? Man muss nicht gleich verzweifeln. Erinnerere Dich nur an Deine Eltern die oft kein Geld haben.

Deswegen muss man nicht muthlos werden was thun die Eltern um die Kinder wegen. Deine schulden werten noch zu bezahlen sein. — Viele Complimenten an den Herrn Schwager und Frau Schwester, sie sollen zur Kürmess heraufkommen.

Deine  
Sorgsame Mutter.

II. Marieney d. 16. Jan. 1818.

P. M.

Wie befinden sich Herr und Fr. Schädlich? Will denn der alte Herr kein mal heraufkommen? Wann wird er kommen? Ist der Herr Rector wieder gesund? Ist das Clavier gestimmt? Hast Du Dich um Clavierstunden beworben? Was kosten die lateinischen Extra-Stunden? Wann soll Dein Hut fertig werden? Wann werde ich Deinen Stundenplan erhalten?

Bestimmte Antworten, soweit es möglich ist, erwartet

Dein  
Vater.

Ostern 1818 wurde Mosen nach dem noch vorhandenen „catalogus disciplinorum secundi scholae Plaviensis ordinis post examen vernale“ als siebenunddreissigster von neunundvierzig nach Untersekunda versetzt. Aus dem Jahre 1818/19 sind uns zwei Briefe des Vaters erhalten, welche lauten:

III. Marieney, den 17<sup>n</sup> April 1818.

P. P.

Ey, Ey! was werden die Leute gedacht haben, die bey der Klappermühle vorbeigegangen sind, wenn sie das Geschrey gehört haben?! —

Doch ich will mich mit den Lämmer- u. s. w. sprüngen nicht abgeben, ich habe wichtigere Dinge mit Dir zu verhandeln. Vom Richter Haueis habe ich bestimmte Nachricht erhalten, dass, sobald die Tischgänger bey dem Herrn Grafen Brühl abgegangen seyn werden, Du möglichst einige Tische erhalten sollst. Gehe also künftigen Sonntag erstlich zum Herrn Secretär Klein (denn dieser hat Dich in Antrag gebracht) und sage: Herr Secretär! Sie waren so gütig mich bey Ihrer Hochgräflichen Gnaden zu empfehlen, ich danke Ihnen ge-

<sup>1)</sup> Mag. Johann Ernst Schlick war geboren am 14. Februar 1767 zu Plauen, 1798 Tertius am Lyceum und starb als solcher den 25. September 1831 in Plauen.

Johann Christian Friedrich Stadelmann war geboren am 6. Januar 1786 zu Zeitz, Stiftsschüler ebenda, studierte 3½ Jahr Theologie in Leipzig, war 1809 Kandidat des Predigtamts in Zeitz, seit Anfang 1810 Vorstand eines Instituts in Lössnitz bei Schneeberg, vom 25. Januar 1811 bis März 1819 Konrektor zu Plauen, dann Direktor der Gelehrten- und Bürgerschule zu Dessau, wo er am 20. November 1848 starb.

Johann Gottlob Dölling war geboren am 21. März 1796 zu Adorf, 1809—1815 Fürstenschüler zu Pforta, 1815—18 stud. phil. in Leipzig, dann Hauslehrer in Naumburg, 7. Oktober 1819 Collaborator am Lyceum zu Plauen, Anfang 1828 2. Professor am Gymnasium zu Altenburg, vom 1. November 1829 Rector der Stadtschule zu Plauen und starb am 19. Februar 1845 als Rector des Gymnasiums daselbst.

Christian Gottlieb Pfretzschner war geboren am 8. August 1797 zu Adorf, Schüler des Lyceums zu Plauen, 1816 stud. theol. in Leipzig, 1819 Conrektor am Lyceum, 1835—1854 Prorektor am Gymnasium zu Plauen, 1837 zugleich Director der Gewerbe-, Baugewerke- und gewerblichen Sonntagsschule, wurde am 1. April 1854 emeritirt und starb am 6. Februar 1861 in Plauen. (Römpler, Mitteilungen. Daselbst sind auch die schriftstellerischen Leistungen der Genannten zu finden.)

<sup>2)</sup> Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Zeit der Abfassung der Briefe.



horsamst für Ihre Güte und bin überzeugt, dass Sie auch bey dem Herrn Kreishauptmann und Finanzrath mir Ihr gütiges Vorwort verleihen werden. Gehe so zwischen 1 und zwey Uhr zu ihm. — — — — —

Wenn Du Deine Stiefel nicht mehr anziehen kannst, so bitte den Herrn Vetter Schädlich, dass er sie vorschuhe und Dir auch die Schuhe zusammenrichte, ich will ihn dankbarlich dafür bezahlen. — Auf die Pfingstfeiertage mache Dich auf ein scharfes Klavier-Examen gefasst. Hörst Du! — — — Der Ziegenhayner muss noch einige Zeit wachsen, er ist noch nicht stark genug. Hier zu Lande sind die Haselstöcke sehr Mode.

Es soll ja in Secunda das Nasenstüberfieber grassieren, so dass das Blut häufig aus der Nase quillt! Nimm Dich ja in Acht, dass es Dich nicht auch ergreift und gebrauche zu Hause alle dienlichen Präservativa! — Verstanden? —

Bleibe gesund und fleissig, das wünscht

Dein

treuer Vater.

IV.

Marieneu, den 27. Novbr. 1818.

Lieber Sohn,

Wäre nicht eine alte Frau aus Saalig gestorben, deren Beerdigung mir 1 Thlr. 4 gr. eingetragen hat, so wäre ich nicht im Stande gewesen Dir das Privatstundengeld für den Hr. Conrector zu schicken. — — — — Schlüsslich bitte ich Dich, Deine Abende nicht mit Leichtfertigkeiten, Tabakrauchen und Herumziehen zu vertreiben. Jage unablässig nach dem vorgesteckten Ziel. Darum bittet

Dein

treuer Vater.

Von Ostern 1819—20 durchlief Mosen die Obersekunda; Schulnachrichten aus dieser Zeit, die ihn betreffen, sind nicht vorhanden, wohl aber die sechs folgenden Briefe des Vaters:

V.

Marieneu, den 6. May 1819.

Lieber Sohn,

Äusserst unzufrieden mit Deiner Censur — würde ich gewesen seyn, wenn das non nicht dabey gewesen wäre. Noch mehr würde ich mich gefreut haben, wenn Du mir geschrieben hättest, der wie vielste Du jetzt in der Classe bist. Trage also dieses in Deiner heutigen Antwort nach. Dass ich zum Examen nicht kam, war der mächtige Beweggrund so vieler menschlicher Handlungen — das Geld — schuld. Und ein Vater ohne Geld, ist wie ein Leben ohne Freude. Wenn ich kommen werde: das kommt auf Gott, Umstände und Geld an. Was ich Dir versprochen habe, wird vielleicht künftige Woche in Erfüllung gehen — wenn ich Geld bekomme! —

Frage nur Deinen Herrn Wirth, dem ich mich höflichst empfehlen lasse — wie viel Du Manchester zu ein Paar Hosen brauchst und schreibe es mir sogleich. Ich für meine Person werde mir meine Tuchhosen wenden lassen und: nolens volens auf die manchestern verziehen.

Wie soll ich Deine Grillen entfernen, wenn ich nicht weiss, was Dir Unruhe macht? Sind es körperliche Umstände, so frage Herrn Dr. Böhme um Rath. Sind es Leidenschaften die in Dir aufwachen, so folge diesen gaukelnden Irrlichtern nicht; sie führen Dich weit vom Pfade des Jünglings in pontinische Sümpfe, wo Dich giftige Dünste verpesten. Willst Du ein gesunder, glücklicher und alter Mann werden: so bleibe auf dem Pfade der Tugend und sollte es stockfinster um Dich werden — und denke, bald werde ich die schöne Sonne sehen, diese wird mich erleuchten, wärmen und beglücken! —

Sollten Dir diese wahrhaft väterlichen Ermahnungen nicht genügen, so entdecke Dich näher. — Mit Rath und Trost wird Dich stets erfreuen

Dein

treuer Vater.

VI.

Marieney, den 26. 9br. 1819.

Lieber Sohn,

— — — Wie steht es denn mit dem Tabakrauchen; ist Deine Brust noch nicht trocken und Dein Gesicht nicht bleich genug? — Nun, so rauche nur derb fort, es wird schon noch werden! — Sey fleissig, fromm und fröhlich, so erfüllst Du die Wünsche Deines treuen Vaters.

VII.

Marieney, den 17. Dezbr. 1819.

Lieber Sohn,

— — Deine alte Wäsche und Strümpfe suche nach der bekannten Schülerordnung aus allen Winkeln hervor und schicke sie sogleich mit herauf. **Wie ist denn das Setzen abgelaufen?** An welchem Tage kommst Du auf die Feyertage? — — —

VIII.

Marieney, den 28. 1. 1820.

Lieber Julius,

Hiermit überschiere ich Dir die verlangten Handschuhe, sie sind aber nicht nach Wunsch ausgefallen: denn das Leder war zu schwach und wollte nicht einmal das Nähen aushalten. Inzwischen ist es doch besser ein Paar als gar kein Paar. Die genossenen Pfannkuchen nebst Bischoff gönnen wir Dir herzlich! Wir unserer Seits müssen auf dergleichen Herrlichkeiten Verzicht leisten. — — —

IX.

M., den 19. 2. 1820.

P. P.

Zuvörderst wünsche ich, dass Kopf und Brust wieder heiter seyn mögen, wenn dieses ist, so ist Dir wohl und wir sind vergnügt; ob wir gleich kein Vergnügen haben. Brod genug, nur wenig — oftmals gar kein Geld, so geht es uns in dieser Welt. — Da heisst es denn: du musst dich strecken nach deiner Decken! Stroh ins Bette, haben wir bis Oberlosa gesandt. — — — Sey so gut und gehe zum H. Vetter Leipold und frage ihn: an welchem Tage in der Thomasschule<sup>1)</sup> die Aufnahme der neuen Schüler vor sich geht, und ob die Schüler noch täglich in Schuh und Strümpfen gehen müssen. — —

X.

M., d. 30. Apr. 1820.

Lieber Julius,

Fahre in Gottes Namen fort, fleissig zu lernen, es gereicht Dir zur Ehre, befördert Dein Glück und verursacht uns viele Freude. Stelle aber auch die griechischen Klagen ab! — Schreibe mir alle in die 1ste Klasse gekommenen den Namen und Ordnung nach. — — Zu dem Reisegeld nach Leipzig wird zu seiner Zeit Rath werden. Mehr als 12 gr. können wir Dir heute nicht schicken; zum andern muss erst Rath werden. Bleibe gesund, sey fleissig und werde immer geschliffener. Dieses wünscht

Dein  
treuer Vater.

Ostern 1820 trat Mosen in die Prima über mit dem Zeugnis: votis magistrorum satisfacere pergit.

Das Verhältnis zwischen dem Rektor Wimmer und seinem Paten, das nach einem hier in Plauen vorhandenen Gedichte, worin der damalige Unterprimaner den von schwerer Krankheit Wiedergenesenen begrüsst<sup>2)</sup>, ein sehr herzliches war, scheint sich später etwas getrübt zu haben und

<sup>1)</sup> Eduard Mosen sollte dahin.

<sup>2)</sup> Das Auge thränet Freudenähren,  
Das Herz schwillt auf voll hohen Dankes!  
Es nahet, Edler, Biedermann, dein Zögling  
Mit vollem Herzen, das mit Allgewalt sich  
Zu dir hinneigt! Es nahet dir voll Staunen  
Ob deiner Grösse, deiner Güte, deiner Sorgen  
Für unser Wohl, für meines auch! Dir,  
Der seines ganzen Lebens Wirksamkeit  
Der Menschen Bildung frommes Muthes

zwar, weil der jugendliche Geist anfang, in den Wissenschaften seine von der Schulweisheit nicht gebilligten Wege zu gehen. Julius Mosen trieb das Studium der Alten mit grossem Eifer, doch Einseitigkeit und Silbenstecherei waren ihm verhasst. Begeistert las er Homer und Virgil, emsigen Fleisses voll studierte er die klassischen Geschichtsschreiber, doch an den „notis materiellen und linguistischen Inhalts“<sup>1)</sup>, die der Herr Klassenlehrer bei Gelegenheit der Lektüre zu diktieren pflegte, fand er gar wenig Geschmack. So mochte es wohl kommen, dass er zuweilen die Einförmigkeit einer solchen Stunde, wie ein noch lebender Mitschüler des Dichters berichtet, durch das heimliche Lesen eines deutschen Klassikers zu würzen versuchte; ja, dass sein lebendiger Geist sich zu sträuben begann gegen die schulmeisterliche Strenge des Herrn Paten. Aus diesem Grunde erfolgte denn auch eine Vorladung des Vaters aus Marieney, der eine lange Unterredung mit dem Rektor hatte. Dieser schüttete seinen ganzen Zorn gegen das selbständige Wesen seines Primaners aus. „Herr Gevatter“, antwortete der Vater, der seinen Julius am besten kannte und der es tief beklagte, dass derselbe in jener Zeit zuweilen recht unglücklich und mit sich selbst zerfallen schien, „ich kann meine Dorfjungen nicht nach einer Schablone dressieren, sondern muss jeden einzelnen nach seinen Anlagen und nach seiner Gemütsart behandeln; kommen Sie meinem Sohn mit Liebe entgegen und zeigen Sie ihm ein teilnehmendes und vertrauendes Vaterherz, Sie werden ihn ganz haben. Ich aber werde meinen Julius zum ehrerbietigen Gehorsam gegen Sie und seine Lehrer verpflichten.“

Es war nun scheinbar das beste Verhältnis wieder hergestellt, doch ein Nachklang liess sich in der Osterzensur hören, die nach den Akten lautet: *Hujus de ingenio bene sperandum esset, nisi levitate quadam animi impediretur, quo minus in literis ac moribus rectius procederet.*

Die Heissblütigkeit des jungen Mannes wird uns auch durch einen Brief bestätigt, in dem der Vater seinem zweiten Sohn Eduard, der mittlerweile Thomasschüler in Leipzig geworden war, mitteilt, dass Julius in Plauen an einem heftigen Nesselfieber erkrankt sei. Darin heisst es u. a.: „In Julius brennen und jucken gar viele Nesseln, hoffentlich hat sich das innere Feuer auf das Aeusserere geworfen; wird ihm heilsam sein.“

Aus dieser schwer zu zügelnden Lebendigkeit des Sohnes erklärt sich auch, dass der Vater, der Julius später gar gerne auf der Kanzel gesehen hätte und der ihn deshalb auch veranlasst hatte, auf dem Gymnasium das Hebräische mit zu treiben, in die Bitte desselben einwilligte, Jurist zu werden und „so für Recht und Gesetz eintreten zu dürfen.“ Auch hierüber schrieb der Vater an Eduard: „Ich habe diesen Entschluss gebilligt; Julius würde in den stillen, geheiligten Räumen der Kirche grossen Rumor anrichten, denn es wird ihm schwer, wenn nicht unmöglich, auf den gebahnten Wegen des Friedens zu gehen. Sein Character bedarf freies Licht und unbeengte Bahn.“

Gewidmet! Dir, der durch ein Halb-Jahrhundert  
Für Menschenwohl gelebet! — — —  
Du, der für mich mit Vatersorge sorgte,  
Als Hygiea das Antlitz von mir abwandte, du,  
Der am Krankenlager, als mir  
Minuten Stunden waren, tröstend mir erschienest,  
Sei hoch gepriesen! Doch deine Seelengrösse  
Kann ich nicht nennen; nur ein stummes Herzenklopfen!  
Nur dankend, dankend weilt mein Blick auf dir! — —  
Verschmähe nicht die Zähre, die dem Auge sanft  
Entrollt, verschmäh' sie nicht! Des Dankes Zähren,  
Ach! es rollten ja schon viele dir! — —  
Und betend danke ich dem Herrn der Welten,  
Für meinen Lehrer, meines Geistes Führer. — —  
Lebe lange, lange uns zum Segen  
In deiner Lieben Kreis, dass du noch Segen  
Der Nachwelt wirken kannst! — Du säest  
In der Zukunft dunkle Felder, und  
Saaten sprossen für die Welt; und einst  
Wird dann die Schläfe deines Hauptes  
Allvater mit dem Sternenkranze  
Belohnend kränzen, und die Jetztwelt  
Und die Nachwelt wird zum Himmel dankend blicken!

<sup>1)</sup> Brief eines alten Schülers des Lyceums von Plauen an den Verfasser.



Aus Mosens Primanerzeit sind uns sechs Briefe des Vaters erhalten, die ausser zweien insofern von höchstem Interesse sind, als sie auf die ersten dichterischen Leistungen des Sohnes Bezug haben. Dieselben werden an späterer Stelle angeführt werden. Die zwei anderen Briefe lauten:

XI.

Marieney, d. 31. Jan. 1820.

Lieber Julius,

Hoffentlich wirst Du wieder völlig genesen sein und Dich wohl und heiter befinden. Fühlst Du nun, dass die Gesundheit eines der ersten Güter des Lebens ist? — So fliehe und meide aber auch alles, was Dir dieses Glück rauben könnte! Meide das schädliche Tabakrauchen!

Bei Herrn Kaufmann Facilides wirst Du Deinen Tisch angetreten haben; warst Du auch bei Herrn Kaufmann Schmidt und Dr. Steinhäuser? — —

XVI.

Marieney, d. 10. Febr. 1821.

Lieber Sohn,

Gestern Abends um 7 Uhr erlebten wir die frohe und glücl. Stunde den 4ten von Gott uns beschiedenen Sohn<sup>1)</sup> auf unsere Arme zu nehmen. Vor Donnerstag wird er nicht in dem Schoosse der Christenheit aufgenommen. Sei also Montags und Dienstags noch recht fleissig, von Mittwoch bis Sonntag bist Du dann bey uns. Montag will ich an den Herrn Rector schreiben, dann sollst Du das übrige erfahren. Von Plauen ist Niemand Gevatter.

Dein

treuer Vater.<sup>2)</sup>

Wie stand es mit den dichterischen Leistungen Mosens auf dem Gymnasium?

Lehrer der deutschen Sprache und Dichtkunst am Lyceum war, wie wir schon gesehen haben, Diakonus Mag. Engel. Unter seiner Leitung fand sich ausserhalb der Schulzeit eine Schaar junger, strebsamer Männer zusammen, die in der Dichtkunst sich übten und von ihm namentlich die Metrik verstehen lernten. Noch beherrschten die erst kurze Zeit vergangenen, gewaltigen Ereignisse, in denen auch Engel als Herausgeber des Plauenschen Wochenblattes eine wenn auch bescheidene Rolle gespielt<sup>3)</sup>, die Gemüther der Deutschen, besonders der Jugend und so werden es wohl auch patriotische Ergüsse gewesen sein, die der Lehrer zu begutachten hatte. Er war öfters in der Lage bemerken zu können, dass dies oder jenes der Gedichte wert sei, gedruckt zu werden. Der schon erwähnte noch lebende Schüler des alten Lyceums zu Plauen erinnert sich noch heute, dass gerade Mosen es war, der bisweilen im Klassenzimmer während der Freiviertelstunden die Freunde die Früchte seiner Muse geniessen liess; ja, dass er bei Gelegenheit eines feierlichen Aktus ein Lied von Andreas Hofer zum Vortrag brachte.

Seine Gedichte und die seiner Kameraden, von denen Braun und Ploss besonders zu nennen sind, da sie mit ihm durch innige Freundschaft verbunden waren und einige Zeit darauf, wie wir noch sehen werden, ihre ersten in Plauen unternommenen poetischen Versuche in Jena veröffentlichten, unterbreitete er auch jedesmal seinem Vater, der in vier Briefen darauf antwortete:

XII.

M., d. 14. Sbr. 1820.

Lieber Julius,

Deine, zur Durchsicht an mich übersendeten Gedichte, haben mir insofern gefallen, insoweit sie beweisen: dass doch einige Tropfen poetischen Blutes in Deinen Adern rollen.

<sup>1)</sup> Gustav Mosen, jetzt Professor emer. in Zwickau.

<sup>2)</sup> An Eduard schrieb er nach Leipzig: „Ein Brüderchen lässt Dich grüssen. Julius hat fröhlich der Tauffeier beiwohnen können, Du aber nimm beifolgenden Thaler als bittenden Gruss von dem kleinen Schelm an, habe mich auch lieb.“

<sup>3)</sup> Fiedler XVII, S. 144: Eine Wetterwolke schwebte einmal über dem Redacteur Diaconus Mag. Engel, als er 1809 aus dem Leipziger Intelligenzblatt für das Wochenblatt einen Aufsatz über den bekannten Schill'schen Zug entlehnt und in der Einleitung dazu den Major v. Schill einen „feurigen Patrioten und Krieger“ genannt hatte. Engel sowohl, als auch der Censor des Wochenblattes Stadtsyndicus Facilides, wurden darüber von dem Kommandanten der französischen Garnison, die im September und October 1809 hier lag, scharf vernommen und ernstlich gewarnt, ihnen sogar mit der Abführung nach Baireuth zum Marschall Junot, Herzog von Abrantes, gedroht. Eine sehr unterwürfige „Berichtigung“ Engels im Wochenblatte suchte die Sache wieder ins Gleiche zu bringen.

So wenig ich auch Zeit gehabt habe, sie durchzugehen, so habe ich doch nicht unterlassen können, einiges — vorzüglich in der Todtenbraut — abzuändern. Sollte es Dir nicht gefallen: so mache es besser. — — Lebe fromm und bleibe gesund, das erfreut jederzeit  
Deinen treuen Vater.

XIII.

M., d. 1. Decbr. 1820.

P. P.

Die übersendeten Gedichte habe ich aus Mangel an Zeit bis jetzt noch nicht alle durchlesen, viel weniger einer Prüfung unterwerfen können; sollte ich jedoch bald darüber zu einem Resultat gelangen können, so werde ich nicht säumen, Herrn Braun und Collegen davon und darüber Nachricht zu ertheilen. — —

XIV.

M., d. 15. Dec. 1820.

Lieber Julius,

So viel ich auch schon Zeit auf die übersendeten Gedichte gewendet habe, so bin ich doch bis jetzt noch nicht im Stande ein allgemeines Urtheil darüber abzufassen. So viel sehe ich aber im voraus: einige werden ganz wegfallen, andere werden umgearbeitet und abgekürzt werden müssen und nur wenige werden unverändert bleiben können. Das sind Arbeiten, die ich unter meinen jetzigen Verhältnissen nicht so schnell liefern kann, wie Ihr wünscht. — — — —

XV.

M., d. 19. Jan. 21.

— — Grüße mir Deine Drillingsbrüder<sup>1)</sup> und rauche auf ihre Gesundheit eine Pfeife: und sage ihnen: wie ich in Erwartung bin über die Dinge, die da kommen sollen auf Erden.

Ist der Mimer zugefrozen, so gehet ja nicht auf das Eis, ihn aufzueisen. — Ist er aber aufgethauet, so schlürfet dann und wann ein Tröpflein aus seiner Quelle, um Eure Geister aufzufrischen; schöpft aber um Bragurs und Baldurs Willen nicht mit Wassereimern daraus. Wer Missbrauch mit diesem heiligen Wasser treibt, muss das zu Viel einst wieder ausweinen; der Quell nimmt dieses geläuterte Wasser wieder auf, um durstige Dichter damit zu tränken. Denn der Quell hat seinen Zufluss einzig und allein von Dichterthränen! — Da ich nur zufälliger Weise auf diese Vorstellung gerathen bin, so kann ich sie nicht besser geben als sie nun dasteht; erkläre Dir es, so gut Du willst. —

Fasse Deine Seele mit Geduld, erhalte Dich selbst gesund und lebe fromm, sei fleissig und fröhlich. Ich bin und bleibe

Dein treuer Vater.

Von den Jugendgedichten Mosens, die in Plauen entstanden, sind uns, soviel der Verfasser dieser Arbeit weiss, noch zwei handschriftlich erhalten; das eine, wie schon erwähnt, bei der Wiedergenesung des Rektor Wimmer verfasste, ist im Besitze eines Herrn in Plauen; ein anderes, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit von alten germanischen Göttergestalten strotzend, befindet sich in der Ratsbücherei.

Ein Bändchen „Gedichte von einigen Freunden auf der Hochschule“ erschien 1822 in Jena, also im Jahre des Abgangs Mosens vom Lyceum zu Plauen. Dasselbe enthält Gedichte von Mosen und seinen Klassenbrüdern Braun und Ploss. Ein Exemplar dieser ersten Veröffentlichung Mosenscher Gedichte findet sich in der Bücherei der ersten Bürgerschule zu Plauen und ist dadurch erwähnenswert, dass es von den Verfassern ihrem Schulfreunde Lorentz, späterem Stadtrate zu Plauen, zugeeignet ist und von des letzteren Hand unter dem 24. November 1839 die Bemerkung trägt: „Dieses Heftchen ist dadurch merkwürdig, dass es die ersten Versuche des damaligen Primaners und jetzigen Dichters Julius Mosen enthält.“ Es befinden sich darin sechszehn Gedichte<sup>2)</sup> von ihm, und

<sup>1)</sup> Braun und Ploss. Braun, Christian Friedrich, geb. 1803 in Plauen, starb im November 1871 als Rektor in Königstein. Ploss, Karl Gustav, geb. 1804 in Plauen, starb am 23. April 1866 als Oberpfarrer in Mittweida.

<sup>2)</sup> Sie sind überschrieben: 1) Gustav und Nina. 2) Die Todtenbraut. 3) Barthold Schwarz. (Nachahmung der Glocke). 4) Der Brauttanz. 5) Der Winterabend. 6) Des Kindleins Klage. 7) Die junge Wittwe. 8) Der Gang nach der Höhle. 9) Die Göttergaben. 10) Der Nixentanz. 11) Das Schlachtfeld (drei Balladen). 12) An Louisen. 13) Bruchstück aus einem Trauerspiele. 14) Mein letzter Herbsttag. 15) Schlittschuhfahrerlied. 16) Todesahnung.

haben wir es ohne Zweifel auch mit solchen zu thun, von denen Mag. Engel behauptete, sie wären wert gedruckt zu werden.

Ostern 1822 verliess Julius Mosen das Gymnasium zu Plauen.

Da ein Bekannter seines Vaters, der Dekan in Wunsiedel war, dem jungen Studenten Freitisch im Konvikt zu Jena zugesichert hatte, ausserdem aber in dieser Stadt der berühmte Professor Hand ihn zu unterstützen versprach, so bezog Julius Mosen die Universität Jena und schrieb sich am 2. Mai 1822 daselbst eigenhändig als stud. jur. ein unter dem Prorektorate des Dr. Heinrich Luden. Aus diesem Jahre ist uns noch das nachfolgende Gedicht erhalten, das Aufnahme in der Gesamtausgabe seiner Werke gefunden hat:

Gott und Vaterland.

Abschied nahm ich von dem Vater,  
Wo in heil'gem Waldesgrund  
Aus der Erde springt die Mulde,  
Und es sprach zu mir sein Mund:  
„Wer abtrünnig seinem Gotte  
Und dem alten Vaterland,  
Dem verdorrt das Herz im Leibe,  
Aus dem Grab wächst ihm die Hand.“  
Dies war meines frommen Vaters  
Letztes, allerletztes Wort,  
Und ich zog mit allem Segen  
Aus dem Wald der Heimat fort.  
Doch wie ich nach beiden fragte,  
Gab die Welt mir Spott und Not;  
Denn der Heiland war gekreuzigt  
Und das Vaterland war tot.  
Und es lag schon längst im Grabe,  
Und ein Stein darauf gerückt,  
Auf den schweren Felsblock aber  
Waren Siegel viel gedrückt.  
Denn es geht ein seltsam Märchen,  
Als ob doch an einem Tag  
Das Begrab'ne auferstände  
Wie mit einem Wetterschlag!  
Bei dem Grabe aber halten  
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,  
Und die Jünger stehn von ferne,  
Zweifelnd in der Mitternacht.  
Ob du, Rehlein, hier im Walde  
Wohl von meinem Kummer weisst,  
Da aus deinem dunklen Auge  
Eine helle Thräne fleusst?

Eine Beschreibung des jungen Bruder Studio, der trotz seiner Mittellosigkeit als Mitglied der allgemeinen Jenenser Burschenschaft frohen Anteil am Studentenleben nahm, findet sich in No. 30 der Gartenlaube von 1858<sup>1)</sup>, wo ein gewisser am Ende unter der Überschrift „Vor sechs und dreissig Jahren“ erzählt:

„An einem heiteren Sommertage des Jahres 1822 ritt ein junger Mann im blauen, weiten, blousenartigen Rock, eine rothe Mütze auf dem langen dunklen Haar, ein hellfarbiges Tuch schärpen-

<sup>1)</sup> Der Artikel findet sich wieder abgedruckt in No. 18 der „Burschenschaftlichen Blätter“. 1. Jahrgang 1887.



artig umgürtet, so dass der ganze Anzug ein etwas phantastisches Ansehen gewann, durch das Städtchen Neustadt an der Orla, den Weg nach Jena entlang.

Der sehr dunkle Teint des Jünglings zu dem Blau und Roth seiner Kleidung erhöhte das Fremdartige seiner Erscheinung. Nachlässig, mit etwas vorgebeugter kosakischer Haltung, sass er auf dem Jenaischen Klepper. So trabte er dahin, dem schönen Saalthale zu.

Seht dem Jünglinge nur einmal näher in das Auge, das dunkle, mit wie reinem, tiefen Glanze es um sich und vor sich hinschweift! Welche Bilder und Träume mögen das schwärmerische Gemüth bewegen, das aus diesem Auge, aus dieser ganzen Erscheinung spricht!

Soviel ist gewiss, an Kirchen- oder Rechtsgeschichte so wenig, als an trockene Philosopheme denkt der blaue Reitersmann. Anderes bewegt seine Seele, was kein Katheder lehrt, was aus unbekanntem Himmelsräumen sich herabsenkt in die warme, junge, offene Menschenbrust . . . .

Auf der Saalbrücke bei Kahla, wo von der Stadt aus links die Leuchtenburg mit ihrer herrlichen Aussicht auf und ihrem Jammer und Verbrechen in ihren Mauern<sup>1)</sup> sich erhebt, traf ich mit demselben jungen Mann zusammen, den ich im Sommer vorher durch Neustadt hatte reiten sehen auf dem Jenaischen Klepper. Er war kaum mittelgross, trug noch immer den weiten blauen Rock, die rothe Mütze, und aus dem dunkeln Antlitz leuchtete das Auge so innig, so freundlich, so gutmüthig.

Wir kamen in's Gespräch mit einander. Wir sprachen, was man als Jenaischer Student bei solchen ersten Bekanntschaften zu sprechen pflegte: „Woher? Wie der Name? Was studiren? Wie lange in Jena?“ u. s. w.

Der Blaue war schon Brandfuchs oder gar junger Bursch, ich noch grasser Fuchs . . . . Nach ungefähr einer Viertelstunde schieden wir mit derbem Händedruck, wie das damals Sitte war.“

Der Jenenser Student mit dem blauen Rock und der roten Mütze war Julius Mosen.

Aus jener Zeit sind uns verschiedene Briefe erhalten; besonderes Interesse erregen die des Vaters, dessen Lebensfreude durch ein ihm selbst in seiner ganzen Schwere unbekanntes Leiden getrübt zu werden anfang. Einer dieser Briefe ist trotz der gedrückten Stimmung seines Verfassers noch voll Scherzes über einen vom Sohne ausgeführten Studentenstreich, auf den wir noch zurückkommen werden.

Die Briefe lauten, der Zeit ihrer Entstehung nach geordnet:

XVII.

(Der Vater an seinen Sohn Julius.)

M., den 3n May 1822.

— — Sobald es Dir möglich ist, so schreibe: welche Collegia und bei wem Du hörst? Welche Entscheidungen durch die Unterhandlungen des H. Dr. Hand gewonnen worden sind? Ob Du in das philologische Seminarium gehst? Und wie Du Dich in Deiner neuen Lage befindest.

Bitten und Ermahnungen will ich nicht hinzufügen: denn Du wirst es von selbst fühlen, dass Selbstständigkeit mit Umsicht vereint, die besten Wegweiser durch die Labyrinth des Lebens sind. — — Denke Dich fleissig in die Lage Deiner Aeltern! Herzlich grüsst Dich Deine Mutter und Geschwister, und ich bleibe mit treuer Vaterliebe

Dein Vater.

XVIII.

(Julius an die Eltern.)

Jena, d. 25. h. m. 1822.

Theuerste Eltern! <sup>2)</sup>

In aller Eile will ich Ihnen<sup>3)</sup> durch eine jenaische Marktgelegenheit, welche von hier nach Plauen geht, meine Begebnisse melden.

Den 1. Tag blieb ich in Ranspach, wo ich von Herrn Götz sehr freundschaftlich aufgenommen ward, aber unser Herr Götz kann das Lügen immer noch nicht lassen — ich fragte — wie weit ist nach Neustadt — 4 Stunden. Damit war ich zufrieden und auf sein Drängen ging ich erst den andern Tag zu Mittage von Ranspach ab. Nun musste ich rennen und laufen. In Pausa kehrte ich aber dennoch auf kurze Zeit bei Herrn Frotscher — dessen Sohn aber schon abgegangen war, ein. Ich musste beym Kaffee bleiben. Hierauf führte mich

<sup>1)</sup> Die Leuchtenburg war damals Gefangenanstalt.

<sup>2)</sup> Dies ist nicht der erste Brief aus Jena, sondern der erste im zweiten Semester.

<sup>3)</sup> Über diese Art der Anrede vergleiche S. 33 Anmerkung.

Herr Frotscher in den Brandstellen herum — in die zerstörte Kirche p. p., so ward es 3 Uhr. Endl. wollte ich aufbrechen — da ich doch vor Nacht nicht nach Neustadt käme! — Wa — Was? Sie wollen! heute noch nach Neustadt? Ich fragte ganz trotzig: Wie so? — — 7 starke Stunden? war die Antwort. Ich war vom Donner gerührt. Auf langes Mahnen und Bitten blieb ich endlich da — da ich sonst in einem Gasthof bleiben hätte müssen. Hier ward ich sehr köstlich bewirthet. Noch zu bemerken ist, dass sie meinen Oberrock, blaue Hosen, Papier, Bücher p. p., was mich zu sehr drückte, in ihres Sohnes Koffer aufnahmen, wodurch ich einen leichten Rücken bekam.

Als ich des andern Morgens aufbrach nach dem Kaffeetrinken begleitete mich Herr Frotscher eine ganze  $\frac{1}{4}$  Stunde weit; auch musste ich noch sechs Buttersemmeln mitnehmen. War aber auch recht fatigirt von der Reise am vorigen Tage von Ranspach nach Pausa —  $\frac{1}{2}$  St. — Das machte freilich eine Ausnahme. Den 3ten Tag ging ich aber nach Stadt Roda 3 Stunden von Jena, wo ich aber beym Anbruch der Nacht bleiben musste. Am folgenden Tag kam ich zu Mittage nach Jena. —

Collegia habe ich hier belegt: 1) Pandecten bey Andrea, 2) bey Walch Rechtsgeschichte, 3) ein publicum — Erbschaft von Schröter.

Hauszins wie Aufwartegeld habe ich bezahlt. — Aber was soll ich machen — ich kann Günthers Lehrbuch zu den Pandecten nicht bekommen! — Im Buchladen kostet es 3 Thlr. 12 gr. und ich habe nicht mehr noch als 3 Thlr. 1 Pf. Hugo's Rechtsgeschichte kann ich ebenfalls nicht bekommen. Diese kostet aber 2 Thlr. 1 gr. — Ei! Ei! Kein Holz — die Stube ist schrecklich kalt — ich habe noch nicht eingeheizt — keine Bücher! Noch nicht alle Schulden bezahlt! — Ei! Ei! was soll aus dem Kindlein werden? Wenn auch nicht gleich — aber nachschicken werden Sie wohl müssen. — — — Nächstens sollen Sie durch den Schleizer Boten ein Exemplar von unseren Gedichten erhalten. — — —

XIX.

(Brief Edwards an Julius.)

Leipzig, d. 10. August 1822.

Theuerster Bruder!

Als ich 2 Tage vor meiner Abreise von Marieney, den 3ten August, von Oelsnitz herausging, begegnete mir Frau Eva, welche von Plauen heraufkam, und einen grossen Brief mit hatte. Ich brach ihn auf, und fand zu meiner grössten Freude auch einen Brief an mich darinnen! Dass ich etwas böse gesinnt war gegen Dich, wirst Du mir nicht verdenken können: denn ich hatte Dir ja vor Ostern geschrieben, und Du hattest mir so lange nicht geantwortet! Doch gerne vergesse ich Alles, da Du es doch endlich einmal gethan hast. Jetzt will ich Dir aber erst meine Hundstags Abenteuer erzählen. Also den 21sten Juli reiste ich von Leipzig ab, und den 23sten zu Mittage traf ich in Marieney gesund und fröhlich ein. Der Vater schlief, und die Mutter rührte aus, die Amalie hatte den kleinen Gustav auf dem Arm, und der Louis war gerade vom Koppenschneider herauf gekommen. Aber lange konnte ich nicht in der Stube bleiben, ich musste hinaus zuerst auf den Gottesacker. O wie angenehm war mir hier jede Stelle. Dort unter dem Weichselbaum, bei dem alten catholischen Weihkessel, wo so oft Ittner stand, sein schwarzes Brod und Käse aus seinem Schäfersäckchen nehmend; dort wo wir über dem Kirchenthore uns so oft mit Steinen bekriegten; dort unten, wo wir oft auf dem Schupfendach Sturm liefen; dort unten am Pfarrfenster, wo wir mit Ittern, Schanzen, Seifert etc. die Nachtmusik ertönen liessen. Doch auch Wehmuth bemächtigte sich meiner, als ich zum Grabe Nataliens, unserer geliebten Schwester, kam, ich dachte an die letzte Nacht und den Mittag, wo sie starb, den Abend, wo wir ihre kalte Hand zum letzten Male fassten! Zur rechten Hand sah ich auch die Grabeshügel Seiferts geliebter Eltern. Doch ich muss davon abrechnen!

Was übrigens den Zeitvertreib betrifft, so muss ich gestehen, dass ich manchmal ziemliche lange Weile hatte; der Vater nemlich war etwas krank und verdriesslich, die Mutter hatte zu arbeiten, und die Amalie hatte den Gustav zur Aufsicht. Doch einigermassen entschädigte mich die Jagd dafür. Ich schoss 1) einen Finken, 2) eine Bachstelze, 3) einen Rothschwanz, 4) noch eine Bachstelze. Zwar schoss ich auch nach wilden Tauben, Rebhühnern, aber —. Der Hund (Parvus) war aber so gut, und fing mir eine, oder erbiss sie. Fischen war ich ein einziges Mahl mit dem Vater: denn 1) hatte er den Bach abgeben,

und nur noch mit Noth konnte ich das Stückchen von Hüllers Steg an bis an die Erlenmühle für einen Thaler bekommen, und 2) ist der Bach ausgetrocknet, so dass wir da blos 7, 3 ich und 4 der Vater, fangen konnten, Krebsen war ich gar nicht. —

Aber potz tausend Sapperlot! was höre ich und sehe ich, Ihr seid in der gelehrten Welt als Dichter aufgetreten! Schön! schön! ich wünsche Euch Glück dazu, und ich glaube Ihr werdet viele Subscribenten zusammenkriegen, und was ich thun kann, werde ich gewiss thun. Der Vater gab mir 4 Anzeigen mit, und ich gab davon 1 H. Ludewig, und 1 H. Haase. Wolf (Carl August Wolf aus Treuen, Al. Schol. Thom. in Leipzig) subscribiert auch mit, und ich auch; doch sollte etwa mir Deine Güte ein Exemplar umsonst verleihen, nun so bin ich auch nicht böse. Ist es Dir möglich mich zu besuchen, während Deiner Michaelis-Ferien? Wann gehen sie an und wann endigen sie? — Übrigens befinde ich mich hier ganz wohl, dass ich Secundaner bin, hast Du wahrscheinlich schon gewusst: denn sonst hättest Du wohl nicht schreiben können „ich möchte ihm zurufen: Herzensbruder, du hast mehr Glück als Verstand!“

Noch bitte ich Dich, dass Du meine alten guten Freunde Seifert, Bloss, Geigenmüller, Braun und überhaupt alle, die sich noch meiner erinnern sollten, herzlich von mir grüßest. Der Vater sagte auch, er würde vielleicht manchen Brief an Dich in meinen schliessen, damit er einige Groschen Postgeld erspart. Dein Freundchen im Stalle befindet sich sehr wohl! Der Gustav ist in diesem Jahre ein herrlicher Junge geworden! Ich beneide Dich sehr, dass Du die vollen Bäume ihrer Last zu Michaelis erledigen wirst. Herzlich wünschte ich, dass Du mich auf Michaelis besuchtest. Schreibe mir aber ja recht bald wieder, womöglich diese Woche noch! Noch etwas: In der Pfarre war ich 3 Mal, das 1. Mal als ich kam, ass ich eine Forelle und Butterbrod mit H. P. St., 2) etwas Obst und 3) einen Thaler 8 gr. gleichfalls auf diese Art wie Du! Bleibe gesund, dieses wünscht

Dein

treuer Bruder  
Eduard.

XX.

(Der Vater an Julius.)

Marieney, d. 5. Jan. 1823.

Geliebter Sohn,

Mein langes Stillschweigen rührt vorherrschend von Deiner verschwiegenen Ritterreise nach Plauen her. — Keinen Gruss, kein Blättchen Papier an Deine Ältern! Am andern Tage darauf kam ich in Angelegenheit meiner Gesundheitsumstände nach Plauen. Da gab es mancherlei Gerede und vielerlei Kopfzerbrechens: bald sollte in Ziegenhayn eine schreckliche Schlägerei, wobei Herr Braun gefährlich verwundet seyn sollte, vorgefallen seyn, bald war ein Tumult in Jena ausgebrochen, Preussisches Militär eingerückt und Du warst ein Wenig ausgerissen.

Du hattest in Plauen gesagt: Du seyest in Marieney gewesen; darüber sollte ich nun Rede und Antwort geben — und ich, ich wusste gar nichts davon; das glaubte man nicht. Man wunderte sich, dass mir gar nicht Angst war. Ich dachte aber, entweder war es eine Rüpelreise — Donquixoterie, die Dulcinea von Toboso — um die Rozinante nun einmal zu probieren, oder die ersten schriftstellerischen 20 Thlr. zu verjuxen, was ihn dazu bewog. Ich liess es so hingehen und schwieg.

Eure Gedichte hatte ich erst Sonnabends vorher erhalten. Meine Lobeserhebungen und mein Dank für Übersendung eines Prachtexemplars soll zu seiner Zeit mündlich geschehen. Dass Dich Herr Dr. Hand zum Mitglied der ästhetischen Gesellschaft erhoben hat, freut mich innigst und ich werde ihm noch dieserhalb meinen Dank darbringen. — Nun höre aber auch meine Noth, mein Anliegen und mein Klagen: Der Doctor und Medicamente kosten mich schon vieles Geld, und immer noch kennt man die Ursache meines Übels nicht, ich werde blos mit Hoffnung der Besserung hingehalten: da sitze ich niedergeschlagen, ohne Lebensgenuss und ohne Lebenslust! 14 Tage halte ich noch aus, wird es dann nicht besser — so borge ich Geld und lasse alles zu Hause stehen und liegen, und komme nach Jena. Ein Bette brächte ich dann mit, Du wirst mich doch 14 Tage aufnehmen, pflegen und warten? Der Hofrath Dr. Starke lebt doch noch? — —



Bei uns sieht es schlimm aus, halt Du genau Haus! Halt um Deines eigenen Glückes willen mit dem Erlös aus neuen Gedichten genau Rechnung. — — Über Eure Studentenrevolte<sup>1)</sup> eile ich hinweg; doch danke ich Gott innigst, dass Du unter der Amnestie begriffen bist. Bei ähnlichen Gelegenheiten wirst Du Dich noch klüglicher zu betragen wissen. Ich hoffe es nicht, aber ich ahne es, ich werde bald zu Dir kommen.

Dein  
treuer Vater.

Zu diesem Briefe so überaus rührenden Inhalts bedarf es einiger erklärenden Worte. Wie wir schon erfahren, hatte Julius Mosen in Plauen mit wachsender Neigung auf die liebliche Tochter des Stadtsyndikus Facilides geblickt. Louise war eine herrliche Jungfrau mit tiefem, reichen Gemüt. Sie wurde plötzlich von schwerer Krankheit erfaßt, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Die Kunde davon war auch nach Jena gekommen. Julius Mosen, zum Tode betrübt, machte sich sofort auf, mietete ein Pferd und eilte der Heimat zu. In Plauen angekommen, brachte er sein treues Tier unter und begab sich schweren Herzens in das ihm so bekannte, teure Haus am Markt<sup>2)</sup>, wo er die Familie weinend antraf. Auf seine Bitte hin trat er an die ein wenig geöffnete Thür des Krankenzimmers, warf einen einzigen, langen und schmerzlichen Blick auf die schon wie verklärt daliegende Louise; Thränen erfüllten sein Auge; er drückte, ohne ein Wort sagen zu können, den Eltern bewegt die Hand zum Abschied und kurze Zeit darauf sahen die erstaunten Bürger Plauens einen stattlichen Jenenser Musensohn in der Tracht der Burschenschaftler seiner Zeit, mit langem, wallenden Haar, zum Stadthor hinaussprennen.

Die Ahnung des Vaters, die er im Briefe XX ausgesprochen, hatte ihn nicht betrogen. Sein Leiden, das in einem offenen Schaden bestand und seit 1822 über ihn hereingebrochen war, erforderte nach dem Ausspruche seines Arztes eine Operation. So machte er sich denn nach Jena auf, um dort Heilung zu finden. Er nahm bei Julius Wohnung. Mutig unterwarf er sich der Operation, die auch über alle Erwartung gut gelang. Neue Lebenskraft kam über ihn.

Die Tage, die er noch in Jena unter der Obhut seines Arztes bleiben mußte, waren für ihn ausserordentlich interessant, denn er konnte nicht nur das muntere Treiben der Studenten in der alten Musenstadt beobachten, sondern nahm auch zuweilen teil an ihren heiteren Zusammenkünften, wobei es u. a. vorkam, dass er, der Sprachgewandte, der selbst so gern fröhlich war, ihnen nach Art des Kapuziners in Wallensteins Lager ob ihres übermütigen Treibens eine wohlgerimte Predigt hielt.

Lebensmutig, zur Berufsarbeit neu gekräftigt, kehrte er nach Marieney zurück. Am Eingang des Dorfes verliess er seinen Wagen, um zu Fuss und ohne Aufsehen dem Schulhause zuzuwandern. Unerwartet trat er in die Stube, wo die Mutter in ihrer ersten Bestürzung nicht wusste, ob sie weinen oder lachen sollte. Die Kinder, Ludwig und Amalie, flogen auf ihn zu, der kleine Gustav streckte ihm die Händchen entgegen, und selbst Parvus, der Haushund, nahm an der allgemeinen Freude teil und schmiegte sich freundlich wedelnd an ihn.

Das Herz des Heimkehrenden war zu voll; er begab sich in die Oberstube, um dort allein zu sein und seinem Gott aus vollem Herzen zu danken. Am Abende aber ertönte zur freudigen Überraschung der Familie vor dem Schulhause das von der Jugend und der Gemeinde gesungene

<sup>1)</sup> Über diese Studentenrevolte berichtet der genannte am Ende in seinem schon erwähnten Aufsätze „Vor sechsunddreissig Jahren“: „Zu Michaelis 1822 bezog auch ich die Universität Jena. Kaum hatten die Vorlesungen seit einigen Wochen begonnen, und Professor Konopak mochte am ersten Viertelhundert Paragraphen seiner Institutionen dozieren, da ward durch Verbot des Singens auf Markt und Strassen Jena's jene Erregung veranlasst, welche den hoffnungsvollen Auszug nach Kahla unter Sang und Klang zur Folge hatte, und mit dem trostlosen Wiedereinzug in Jena ohne Sang und Klang endete. Aber es waren immerhin prächtige, zügel- und fessellose, echt burschikose Tage, die zwischen dem fröhlichen Anfange und tristen Ende inne lagen. Die Hauptepisode bildete der am 24. oder 25. Oktober 1822 erfolgte Auszug der sämtlichen Studenten nach dem drei Stunden entfernten altenburgischen Städtchen Kahla, dieser Auszug mit seinen Berathungen, Deputationen, seinem Singen, seinem Trinken und Lieben. Die Studentenallmacht träumte von Bedingungen, unter denen die Rückkehr nach Jena erfolgen sollte. An der Spitze dieser Bedingungen stand die Aufhebung des Singverbotes. Dass diese Bedingung nicht in Erfüllung ging, das ganze Stück Revolutionsgeschichte vielmehr mit einem Nachspiel akademischer Strafen schloss, versteht sich gleichsam von selbst.“

<sup>2)</sup> Das Haus gehört jetzt dem Drechsler Schmidt.

„Nun danket alle Gott“. Der Herr Pastor Steinmüller<sup>1)</sup> hielt eine Ansprache, die mit einem Hoch auf den geliebten Lehrer endigte; er selbst aber trat an das geöffnete Fenster, um mit mächtiger Stimme den Versammelten zu danken. Seinem Sohn Eduard schrieb er den Vorgang und setzte hinzu: „Wie schön ist das Los eines Lehrers, der sich in die Herzen seiner Gemeinde eingegraben.“

Die Reise nebst Operation, die sich nach kurzer Zeit als vergeblich herausstellen sollte, hatte die ohnehin magere Kasse des Vaters stark angegriffen und doch sollten noch die Mittel für den studierenden Julius und den auf der Thomasschule befindlichen Eduard aufgebracht werden. Der nachfolgende Brief an den letztgenannten Sohn beweist uns die schlimme Lage:

XXI.

(Der Vater an seinen  
Sohn Eduard.)

Marieney, d. 5. April 1823.

Lieber Sohn,<sup>2)</sup>

In der Hoffnung, dass Du Dich gesund und wohl befinden mögest, übersende ich Dir die verlangten Pantelton, eine Weste und ein schwarzes Halstuch. Sowohl die Kürze der Zeit, als unsere Dürftigkeit ist daran Schuld, dass wir die grosse Summa Deiner Bedürfnisse nicht so schnell befriedigen können, als Du verlangst. Es ist mit uns so weit gekommen, dass wir unsere Kinder um Nachsicht, ich möchte beinahe sagen, um Mitleid anflehen müssen! —

Meine Krankheit kostet 50 baare Thaler. Um diese zu erschwingen, mussten wir nicht nur unsern Vorrath an Getreide, sondern auch ein Schweinchen, das wir für den Hausbedarf gemästet hatten, verkaufen. Demöhngeachtet haben wir noch überall Schuldreste, die wir nach und nach abzutragen und zu erkargen gedenken.

Unter diesen Umständen kann es Dich nicht befremden, wenn ich Dich ermahne, mit dem neuen Frack bis Pfingsten zu warten. Mit dem Hut ist es nun vollends eine wunderbare Sache: denn erstens wissen wir nicht wie gross er seyn muss, zweitens wissen wir nicht wie wir ihn nach Leipzig bringen, und drittens sehen wir uns unter einander an, wo wir Geld hernehmen sollen. Diese letztere Ursache ist es auch, weswegen wir Dir die restirenden 4 gr. laut des vorigen Briefes, und die 16 gr. für die Stiefel jetzt nicht beilegen können. Der Schuhmacher wird schon so gütig sein und einige Wochen warten.

Dann bedenke nur, dass Dein Bruder Julius jetzt gleichsam auf Execution bei uns liegt, und die Ausstattung auf das Sommersemester von uns verlangt und verlangen muss. Wo sollen wir Alles erschwingen? Das herangezogene Öchslein, wofür man uns höchstens 9 Thaler geben will, reicht nicht die Hälfte hin; womit sollen wir nur das Deficit decken? Erwäge Alles dieses und Dein Innerstes wird es Dir selbst sagen, wird Dich ermahnen und ermuntern, wozu ich Dich etwa ermahnen und ermuntern könnte.

Wenn uns Gott nur Leben und Gesundheit schenkt, so hoffen wir durch gute Wirthschaft, die Schulden wieder zu tilgen die uns jetzt drücken, und Gott wird mit Rath und That helfen, dass wir Das erschwingen, was Julius und Du verlangen — — —

Künftige Woche fährt der Wohlbacher Wirth, dann soll Deine Wäsche mitkommen, dann will ich Dir auch alle Neuigkeiten . . . schreiben.

Julius will morgen früh noch schreiben, jetzt ist er schon zu Bette. Herzliche Grüsse von Deiner Mutter, Amalie und Louis; Gustav kann schon alles sprechen, er giebt dem Juli derbe Schellen.

Gott erhalte Dich gesund, stärke Dich mit Mut und Geduld und erhalte Dich auf guten Wegen. Dieses ist der tägliche Wunsch

Deines

treuen Vaters.

N. S. In Deinem Briefe vom 15. März verlangtest Du: Deine Sachen sollten alle am 10. May in Leipzig seyn; das war doch wohl ein error in calculo?

Wohl hatte der scheinbar Genesene mit Lust sein Amt wieder angetreten, doch sollte dies nur von kurzer Dauer sein. Das alte Leiden trat bald von neuem und viel bössartiger auf.

<sup>1)</sup> Neffe und Nachfolger von Mag. Christoph Friedrich Steinmüller, der, aus den „Erinnerungen“ bekannt, am 21. Nov. 1813 gestorben war.

<sup>2)</sup> Dieser Brief findet sich abgedruckt bei Rade, Zum Gedächtnis an Ed. Aem. Mosen. Zschopau 1884.

Aus dieser Zeit ist uns noch ein Brief des Vaters an Julius erhalten, der letzte, den er einige Wochen vor seinem Tode ihm geschrieben hat. Er lautet:

XXII.

(Letzter Brief des Vaters  
an Julius.)

Marieney, d. 5. Jul. 1823.

Er klagt zuerst, dass die Vorschriften des Hrn. Hofrath Starke alle zu spät kamen und fährt fort: Die Mutter thut Wunder in der Pflege und Wartung.

Solltest Du nicht verkommen können, so schreibe es, denn soviel Aufwand mein Übel verursacht, so muss doch zu ein Paar Thaler für Dich Rath werden. Wenn ich nur wieder geheilt seyn werde, dann wird alles wieder besser gehen. Innerlich fehlt mir nichts. Mein Leiden trage ich mit Geduld und baue auf die Hülfe des Allmächtigen. Lass Du nur auch den Muth nicht sinken, und erhalte Dich immer bei heiterem Geiste.

Dein

leidender Vater.

Die im Schreiben ausgesprochene Hoffnung auf Besserung wurde nicht erfüllt. Es wurde mit dem Vater täglich schlimmer. Julius, der von dem drohenden Unglück benachrichtigt worden war, eilte zu dem Arzte, der die erste Operation glücklich ausgeführt hatte, erhielt aber von demselben die Antwort: „Ach, Ihr armer, guter Vater ist nun verloren.“ Eduard Mosen empfing die Mitteilung von des Vaters Zustand durch seinen Onkel August, Lehrer in Arnoldsgrün. Er reiste sofort mit Genehmigung seines Rektors Rost, der ja auch den Vater gut kannte<sup>1)</sup>, nach Hause und fand die Lage schlimmer als er gedacht.

Der sonst so rüstige Mann war zur Leidensgestalt geworden; er bedurfte unausgesetzt der nie ermüdenden Pflege der Gattin, auf der seine dankbaren und freundlichen Blicke ruhten. Als der tieferschütterte Sohn sich seinem Lager näherte, bemühte sich der Vater, ihn zu trösten, und suchte durch Scherzworte die Bitterkeit seines Elends hinwegzuläugnen.

Dies war Ende Juli 1823.<sup>2)</sup> Eduard verwaltete sofort den ganzen Dienst des leidenden Lehrers, hielt Schule und Kirche und so konnte wohl im Vater der Wunsch entstehen, wenn er auf die noch unversorgten Kinder blickte, der Sohn möchte sein Nachfolger im Schulumte werden. Diesen letzten Wunsch des Sterbenden konnte Eduard nicht erfüllen; er weigerte sich bestimmt, das Studium der Theologie, das er mit Gottes und guter Menschen Hülfe zu Ende zu führen hoffte, aufzugeben, linderte aber den Kummer, den diese Erklärung dem Vater verursachte, durch das heilige Versprechen, den Verlassenen jeder Zeit eine treue Stütze sein zu wollen.

Am 18. August 1823 endete der Tod das Leben des noch nicht fünfundvierzig Jahre alten Lehrers.<sup>3)</sup>

Am Vormittage hatte er noch liebevoll mit den Seinen gesprochen, doch wurde sein Blick immer gebrochener, sein Antlitz fahler. Bis zum letzten Augenblick blieb er bei Bewusstsein. Eduard war allein bei ihm in der Sterbestunde, weil er wusste, dass das Weinen der Umstehenden dem Verscheidenden den Tod erschwert. Um 9 Uhr war der letzte Kampf vollendet; vom Schmerze gebrochen kniete der Sohn am Bette des Entschlafenen nieder, im Gebete Trost suchend. Dann versammelten sich Mutter und Kinder um des Geliebten Lager; nur Julius fehlte, dem jedoch die Nachricht von dem herannahenden Ende kurz vorher zugegangen war.

Am Abende des nächsten Tages (19. August) sass die ihres Hauptes beraubte Familie wieder zusammen in der kleinen Stube. Da stieg eine Gestalt über die Gottesackermauer, kam durch den Garten auf das Haus zu und ging hinauf in die Oberstube, wo der Tote lag. Es war Julius.<sup>4)</sup> Erst wollte er dem geliebten Vater ins Angesicht sehen, dann kam er still und gebrochen zu den Seinen herab. Er sprach kein Wort; weinend legte die Mutter ihr Haupt an seine Brust.

<sup>1)</sup> Vergleiche Seite 4.

<sup>2)</sup> Vergleiche den Abschied des Grossvaters Seite 5.

<sup>3)</sup> Das Sterberegister von Marieney, Jahrgang 1823 des Kirchenbuches, giebt unter No. 19 an: „Johann Gottlob M. h. l., treuverdienter Schulmeister allhier, am 18. August 1823, abends 9 Uhr in einem Alter von 44 Jahren 9 Monaten gestorben und am 21. eisd. mit einer Rede allhier beerdigt. Er hinterliess eine Frau mit 5 Kindern.“

<sup>4)</sup> Hiernach ist die Angabe von Gustav Mosen, Erinnerungen an meinen Bruder Julius, Vortrag, gehalten am 24. Februar 1890 im Götheverein zu Zwickau, zu berichtigen: „Meine allererste Jugenderinnerung aber ist das Begräbnis meines Vaters, bei dem Julius wohl nicht zugegen sein konnte, weil es damals unmöglich war von Marieney im Vogtlande die Todesnachricht binnen 2 Tagen nach Jena gelangen zu lassen, geschweige denn, dass er zum Begräbnis schon hätte da sein können.“



Das Begräbnis fand am 21. August statt. Kurz vorher versuchte Eduard, dem kleinen Gustav den Vater zu zeigen, damit sich das Kind die Züge des geliebten Toten einpräge, doch dasselbe wandte sich laut aufschreiend ab.

Um zwei Uhr versammelte sich die Gemeinde in tiefster Trauer am Schulhause. Der Kirchenchor aus Schöneck sowie eine grosse Anzahl Lehrer aus Stadt und Land, darunter der Rektor und Konrektor aus Plauen, gaben dem braven Schulmann das letzte Geleite. Als die Glocken vom alten Turm zu läuten angingen, und die Träger den Sarg auf ihre Schultern hoben, kam ein unnennbares Weh über die verwaiste Familie. Bis dahin hatte Julius seinen Schmerz bezwungen; als man aber den toten Vater, seinen besten Freund und Berater, forttrug, war er seiner nicht mehr Herr. Er stürzte nieder, griff krampfhaft in die Dielen und rief laut weinend: „Mein Vater, mein Vater!“ Pastor Steinmüller, häufig unterbrochen vom Schluchzen der Gemeinde, oft vom eigenen Schmerze übermannt, hielt die Grabrede. Die Ruhestätte des treuverdienten Lehrers, welche noch heute, wenn auch nur teilweise, erhalten ist, da der untere Teil derselben gebraucht wurde, als man einige zwanzig Jahre später den Rittergutsbesitzer beisetzte, befindet sich neben der Kirche, ursprünglich neben dem Grabe der kleinen vom Vater so geliebten Natalie und ist kenntlich an einem noch heute stehenden Birnbaum, den Pastor Steinmüller darauf gepflanzt. Julius, dem die Herbstferien den Aufenthalt in der Heimat erlaubten, und Eduard vertraten noch einige Zeit die Stelle ihres verstorbenen Vaters.<sup>1)</sup> Es war für beide das letzte Mal, dass das teure Vaterhaus und der liebe Heimatsort sie beherbergten.

Damals war es auch, dass in Julius, als er die Mutter mit dem noch nicht zwei Jahre alten Brüderlein Gustav auf dem Arm trauernd um den Ernährer im Garten des Schulhauses stehen sah, das Gedicht entstand, welches, „die junge Mutter“ überschrieben, eines der wenigen Jugendgedichte ist, die in seinen Werken Aufnahme gefunden haben.<sup>2)</sup> Es lautet:

Im hellen Blumengarten  
Eine fromme Mutter stand,  
Ihr herzig Kind zu warten,  
Sie wiegt' es mit der Hand.

Die Blütenzweige fächeln,  
Der Knabe regt sich kaum,  
Er blickt mit süssem Lächeln  
Zum blauen Himmelsraum.

Die gold'nen Löckchen wehen  
Ihm um das Haupt zumal,  
Was mag das Kindlein sehen  
Im grossen Himmelssaal?

Es strecket mit Verlangen  
Die zarten Arme aus,  
Den Vater zu erlangen  
Dort oben im hellen Haus.

Die Englein alle erscheinen,  
Sie bringen sel'gen Gruss;  
Wie kommt es, dass ich weinen,  
So herzlich weinen muss?

<sup>1)</sup> Eine hübsche Erinnerung an diese Zeit findet sich in dem Vortrag: „Vor fünfzig und sechzig Jahren, Bilder aus dem sächsischen Vogtlande“, den A. Windisch, ein noch lebender, aus Marieney stammender Schüler des alten Plauenschen Lyceums, der sich einen bekannten Namen durch seine Dichtungen geschaffen, am 24. Februar 1890 in Chemnitz gehalten hat, und der sich abgedruckt findet im Vogtländischen Anzeiger 1890: „Es sei mir vergönnt, hier einer Strafe zu gedenken, die mir Julius Mosen anthat. Er sah zufällig mein abgelegtes, altes Schreibebuch, worin ich mit bunten Farben allerlei Tiere des Waldes, vom Hirsch an bis zur Krähe, abzubilden mich unterfangen hatte. Julius Mosen flüsterte den ersten Knaben etwas zu und hiess mich mit meinem Buche, das ich öffnen musste, an die Thüre stellen. Dann kommandirte er: „Los!“ „Puff!“ ertönte es auf der ersten Bank. „Wend' um!“ „Puff!“ erklang's wieder und so wurden alle 20 Seiten abgeschossen, worauf ich mich, verlacht und niedergeschlagen, wieder setzen durfte.“

<sup>2)</sup> Gustav Mosen, Erinnerungen an meinen Bruder Julius.

Julius kehrte nach Jena zurück, wo Professor Hand ihn nun ganz in sein Haus aufnahm; die Mutter verzog nach ihrem Geburtsorte Oelsnitz i. V. Für die beiden ältesten Söhne eröffneten sich wenig hoffnungsvolle Aussichten. So schmerzlich aber auch der Tod des Vaters für sie war, so entscheidend wirkte er auf die Charaktere der genannten Söhne, besonders des ältesten, ein. Jener sentimentale Zug, den wir in Mosens Jugendgedichten bemerken, jene Unklarheit, die in seinen Erstlingserzeugnissen kaum den zukünftigen Lyriker Deutschlands ahnen lässt, weicht, und ein energisches Streben, seine individuelle Anlage künstlerisch, poetisch wiederzugeben, ein gewaltiges, kein Hindernis fürchtendes Ringen nach vorwärts lässt sich an ihm bemerken.

Ein Brief des Dichters aus Jena an seine Mutter, geschrieben am Ende des für beide so schmerzreichen Jahres, ist uns erhalten geblieben. Derselbe verdient ein klassisches Schriftstück genannt zu werden, sowohl wegen des darin mit wenigen Strichen lebensvoll und lebenswahr geschilderten Neujahrsmorgens im Elternhause, als auch wegen der kindlich edlen Gesinnung des Sohnes, der es unternimmt, die trauernde Mutter zu trösten:

XXII.

Jena, den 21. Dec. 1823.

Theuerste Mutter,

— — Die Weihnachtsfeiertage sind da, wo sich alle Herzen, jegliches Gemüth erfreut — o, wenn ich mich auch so freuen könnte — das glaubte ich nicht vor einem Jahre, dass ich diese Feiertage nun eine Waise sey — dass alle meine Geschwister traurig dastünden ohne Vater. Wie es wohl über das Jahr aussehen wird? Ich hoffe zu unserem Gott, besser, als diesesmal. Wenn das Leiden am höchsten wird, da ist ja der Trost am nächsten! —

Wenn nun der Neujahrstag kommt, wo sich Alles freut, und glückwünschend zu einander kömmt, wo auch Sie vom seeligen Vater Morgens früh beim Kaffee, bei einem Stückchen aufgesparten Stollen seinen Glückwunsch empfangen, wie war Alles so froh. Neun Uhr rückte heran — es schlug zusammen, mit welchem gerührten Herzen gingen Sie da in die Kirche, wo der Ton der Orgel und der fromme Gesang des Vaters Sie empfing — wie schauten Sie so dankbar auf zu Gott! Und sollten Sie dies jetzt auch nicht können? Sollten Sie nicht um so liebender und frommer zum Himmel aufschauen, da der seelige Vater oben beym ewigen Vater steht! Da er nun selbst, der ewige Gott, der Wittwen und Waisen ewiger Vater seyn will? Und sollte er uns verderben lassen? O, nein! nein! Er schaut herab mit ewiger Huld und in ewiger Erbarmung. Und sahen wir nicht auch in dem endlichen Tode unseres guten Vaters seine Güte, indem er ihn losband von allen Schmerzen! Daher wünsche ich am Neujahrstage weiter nichts: als Seelenfrieden — und jene fromme Heiterkeit des Herzens in unserem Gott. — Grüßen Sie mir alle Bekannte, Ihren Vetter Eniglein und Frau Muhme, unsere gute, gefühlvolle! Grossmutter, und Alle, die mich lieb haben, meinen kleinen Gustav, Amalie, Louis! Mit herzlichem Grusse grüsst Sie

Ihr<sup>1)</sup>

treuer Sohn Julius.

<sup>1)</sup> Zu dieser Art der Anrede ist zu bemerken, dass noch heute im Vogtlande die Sitte zu finden ist, dass die Kinder „Sie“ zu ihren Eltern sagen. Über diesen uns vorliegenden Fall schreibt Gustav Mosen in den „Erinnerungen an meinen Bruder Julius“: Bei diesem letzten Ferienaufenthalte war es auch, wo Julius den Kampf gegen eine gute alte Sitte aufnahm, wie die Einen sagen, oder gegen eine widerwärtige, den Franzosen nachgeahmte Unsitte, wie er selbst behauptete. Es war damals Gebrauch, dass in den Ständen, die auf Bildung Anspruch machten, die Kinder ihre Eltern und ihre älteren Verwandten „Sie“ nannten, während bei den Bauern die Kinder „Ihr“ sagten. Da stellte nun Julius der Mutter vor, wie widersinnig das sei, denn wenn die Kinder „Sie“ zur Mutter sagten, so klänge das, als wäre die Mutter ihnen eine Fremde; wir aber müssten jetzt nach des Vaters Tode uns in herzlicher Liebe um so enger aneinander schliessen; sie sollte also von ihren Kindern sich lieber „Du“ nennen lassen. Die Mutter wollte davon nichts wissen, denn sie meinte, die Verwandten und Bekannten würden das so auffassen, als ob die Kinder ihr nun nach des Vaters Tode die schuldige Achtung verweigerten. Darauf sagte er, wenn das ein Zeichen von Ehrfurcht wäre, dass man Jemanden „Sie“ nennt, so müssten wir Gott vor Allen „Sie“ nennen, und um zu zeigen, wie das klingen würde, sprach er ihr das Vaterunser vor: Vater unser, der Sie sind im Himmel, geheiligt werde Ihr Name u. s. w., bis die Mutter ausrief: „Höre auf, das ist gefrevelt!“ Damit hatte er gewonnen Spiel, denn er konnte ihr nun nachweisen, dass die Kinder also freveln würden, wenn sie ihre Eltern durch die Anrede „Sie“ als Fremde bezeichneten, und die Eltern noch mehr, wenn sie höhere Ehrfurcht beanspruchten als Gott. Die Mutter war überzeugt und verlangte nun selbst von allen ihren Kindern „Du“ genannt zu werden; ich habe es gleich von vornherein nicht anders gelernt; nur mein zweiter Bruder, der damals auf der Thomasschule in Leipzig war, konnte sich noch lange nicht an das „Du“ gewöhnen. Die Mutter aber hat später den Verwandten gegenüber, die sich über diese Neuerung wunderten, mit solchem Erfolg die Gründe geltend gemacht, die ihr Julius vorgeführt hatte, dass auch in deren Familien das „Du“ bald allgemein üblich wurde.

Wie bekannt ist, entwickelte Julius Mosen schon als Student eine ziemlich bedeutende literarische Thätigkeit in Jena. Diese und die Hilfe seines Freundes Dr. August Kluge, der im Begriffe war, eine Studienreise nach Egypten zu unternehmen, ermöglichten ihm, am Anfange des Jahres 1824 eine Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, zu machen. Fast zwei Jahre hielt er sich daselbst auf. Glücklicherweise hatte er vom seligen Vater die Liebhaberei und Anlage zum Zeichnen und Malen geerbt, und sein Tagebuch, das er im Süden geführt und das später sein Bruder Gustav eingesehen, enthielt, wie dieser berichtet, „eine Fülle von Zeichnungen von Landschaften, Gebäuden, Denkmälern, Portraits von Personen, sogar Nachbildungen von Gemälden aus Kirchen und Gallerien.“ „Als ich ein Knabe war“<sup>1)</sup> fährt Gustav Mosen fort, „gab er mir es öfters zum Ansehen und Durchblättern, später aber war es verschwunden, und aus den Antworten, die mir mein Bruder gab, als ich darnach fragte, schloss ich, dass er es vernichtet habe.“

Eine eingehende und ausserordentlich interessante Schilderung des Aufenthalts Mosens in Italien, die auf dem Studium der damals zwischen Julius und Eduard gewechselten Briefe beruht, und die auch die reizende Geschichte von dem nach Plauen an den Rektor Wimmer gesandten Lorbeerzweig enthält, der in der Nähe von Virgils Grab gebrochen worden war,<sup>2)</sup> ist verfasst worden von Dr. Paul Uhle und findet sich abgedruckt in der Leipziger Zeitung, Jahrgang 1887, unter der Überschrift: Zu Julius Mosens 20jähr. Todestag (10. Oktober 1867).

Die Rückkehr aus Italien erzählt uns Gustav Mosen in dem schon angeführten Vortrag<sup>3)</sup> folgendermassen: „Unterdess war ich fünf Jahre geworden. Einst war ich mit einem Kameraden beschäftigt eine tote Maus an der Stadtmauer (in Oelsnitz i. V.) zu begraben, welche von unserer Wohnung nur durch einen Fussweg getrennt war. Auf diesem Wege kam längs der Mauer ein junger, vornehmer Herr herauf. Als er bei uns angekommen war, sah er mich an und sagte: „Gustav.“ Sofort erkannte ich ihn wieder, sprang an seine Hand und führte ihn triumphirend in unsere Wohnung; Julius war wieder da!“

Sein sich bald verbreitender Ruhm führte den Dichter zuletzt nach Oldenburg. Am Strande der Nordsee vergass er ebensowenig wie im sonnigen Süden seine vogtländische Heimat und die Bildungsstätte seiner Jugend, das Gymnasium zu Plauen. „Als er später durch die um sich greifende Lähmung an literarischer und dramaturgischer Arbeit gehindert, ja schliesslich so ganz von ihr gefesselt war, dass er, wie er rührend klagte, sich nicht mehr selbst die Thränen trocknen konnte, war es ihm, wenn die Primaner des Gymnasiums zu Plauen zu seinem Geburtstage regelmässig einen telegraphischen Glückwunsch schickten, als ob der frische Waldesduft seiner Heimath ihn erquickte.“<sup>4)</sup>

Nach dem am 10. Oktober 1867 nach schwerster Prüfung erfolgten sanften Tod liess die Witwe des Verewigten in Erinnerung an die Schulzeit ihres Gatten dem Gymnasium zu Plauen ein Bild übermitteln, welches den Dichter auf dem Totenbette darstellt. Dieses Bild ist ungefähr eine Stunde nach dem Ableben Julius Mosens von dem Hamburger Künstler Graupenstein gezeichnet worden, der gerade in Oldenburg bei einer in der Nähe des Sterbehauses wohnenden Familie zu Besuch war.

Wie dies Bild des Dichters die Gymnasiasten zu Plauen an ihren grossen Landsmann erinnert, so mögen diese Zeilen, das ist der lebhafteste Wunsch ihres Verfassers, ihre Leser veranlassen, die Werke Julius Mosens, dieses echten deutschen Mannes, in die Hand zu nehmen, „der Treue gegen sich selbst, Treue gegen das angeborne enge Stück deutscher Erde, Treue gegen den weiten lebendigen deutschen Volksgeist bewiesen hat.“<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Brief Gustav Mosens vom 10. Oktober 1889 an den Verfasser, der hierzu bemerken kann: Die Tagebücher aus Italien nebst einer am 8. Mai 1826 begonnenen und leider nicht vollendeten Reisebeschreibung sind glücklicherweise nicht verloren, wie Herr Professor Gustav Mosen glaubt, sondern finden sich im Besitze des Herrn Dr. Reinhard Mosen in Oldenburg, der die Absicht hat, wie hiermit allen Freunden des Dichters mitgeteilt werden kann, sie herauszugeben.

<sup>2)</sup> „Ein Lorbeerbaum umschattete das geweihte Stücklein Land. Da stand vor dem wie bezaubert Dastehenden das Bild seines Pathen und ehemaligen Rektors Wimmer in Plauen. Er brach einen Zweig und schickte ihn durch die Post mit feurigen Worten, aber unfrankirt. Der Adressat empfing auch diese seltene Liebesgabe mit Entzücken und zeigte sie seinen Primanern, indem er mit lobenden Worten des vor einigen Jahren von der Schule geschiedenen Julius Mosens gedachte. Zum Unglück hatte er das Kouvert auf seinem Studirtisch liegen lassen. Seine sparsame Ehehälft fand es und ersah mit Entsetzen, dass das Porto 1 Thaler 12 Ngr. betragen hatte. Dann empfing sie den heimkehrenden stillbeglückten Gelehrten mit den geflügelten Worten: „Der excentrische Mosen nimmt dir soviel Geld ab; für zwei Pfennige bekomme ich eine ganze Hand voll Lorbeerblätter.“ Der Absender, der die Sache später erfuhr, wurde, wie sein Bruder Eduard erzählte, stets sehr heiter, wenn die Rede darauf kam.“

<sup>3)</sup> Gustav Mosen, Erinnerungen an meinen Bruder Julius.

<sup>4)</sup> Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Plauen i. V. vom Jahre 1868, S. 57 Anmerkung.

<sup>5)</sup> Rembrandt als Erzieher.



Wie bekannt ist, entw  
literarische Thätigkeit in Jena.  
Begriffe war, eine Studienreise  
Jahres 1824 eine Reise nach It  
hielt er sich daselbst auf. Glüc  
zum Zeichnen und Malen geerbt  
Bruder Gustav eingesehen, enth  
schaften, Gebäuden, Denkmälern  
Kirchen und Gallerien.“ „Als ic  
zum Ansehen und Durchblättern  
mir mein Bruder gab, als ich d

Eine eingehende und z  
Italien, die auf dem Studium d  
und die auch die reizende Ge  
Lorbeerzweig enthält, der in der  
von Dr. Paul Uhle und findet s  
Überschrift: Zu Julius Mosens

Die Rückkehr aus Itali  
folgendermassen: „Unterdess w  
beschäftigt eine tote Maus an d  
Wohnung nur durch einen Fus  
junger, vornehmer Herr herau  
„Gustav.“ Sofort erkannte ich  
unsere Wohnung; Julius war w

Sein sich bald verbreite  
der Nordsee vergass er ebenso  
Bildungsstätte seiner Jugend, da  
Lähmung an literarischer und  
gefesselt war, dass er, wie er r  
war es ihm, wenn die Primaner  
telegraphischen Glückwunsch sch

Nach dem am 10. Okto  
Witwe des Verewigten in Erin  
Bild übermitteln, welches den I  
Stunde nach dem Ableben Julius  
der gerade in Oldenburg bei ein

Wie dies Bild des Dicht  
so mögen diese Zeilen, das ist  
Werke Julius Mosens, dieses ech  
selbst, Treue gegen das angebo  
deutschen Volksgeist bewiesen ha

<sup>1)</sup> Brief Gustav Mosens vo  
bücher aus Italien nebst einer am 8  
glücklicherweise nicht verloren, w  
Herrn Dr. Reinhard Mosen in Olde  
geteilt werden kann, sie herauszuge

<sup>2)</sup> „Ein Lorbeerbaum ums  
Dastehenden das Bild seines Pathe  
schickte ihn durch die Post mit fe  
Liebesgabe mit Entzücken und zeig  
Jahren von der Schule geschiedene  
Studirtisch liegen lassen. Seine spa  
12 Ngr. betragen hatte. Dann emp  
Worten: „Der excentrische Mosen  
voll Lorbeerblätter.“ Der Absende  
sehr heiter, wenn die Rede darauf

<sup>3)</sup> Gustav Mosen, Erinnerung

<sup>4)</sup> Programm des Gymnasi

<sup>5)</sup> Rembrandt als Erzieher

ent eine ziemlich bedeutende  
s Dr. August Kluge, der im  
richten ihm, am Anfange des  
u machen. Fast zwei Jahre  
r die Liebhaberei und Anlage  
geführt und das später sein  
von Zeichnungen von Land  
bildungen von Gemälden aus  
en fort, „gab er mir es öfters  
und aus den Antworten, die  
vernichtet habe.“

des Aufenthalts Mosens in  
gewechselten Briefe beruht,  
n Rektor Wimmer gesandten  
en war,<sup>2)</sup> ist verfasst worden  
ag, Jahrgang 1887, unter der

schon angeführten Vortrag<sup>3)</sup>  
ar ich mit einem Kameraden  
begraben, welche von unserer  
te kam längs der Mauer ein  
sah er mich an und sagte:  
d führte ihn triumphierend in

nach Oldenburg. Am Strande  
ogtländische Heimat und die  
er durch die um sich greifende  
schliesslich so ganz von ihr  
die Thränen trocknen könnte,  
Geburtstage regelmässig einen  
iner Heimath ihn erquickte.“<sup>4)</sup>  
folgten sanften Tod liess die  
em Gymnasium zu Plauen ein  
Dieses Bild ist ungefähr eine  
taupenstein gezeichnet worden,  
den Familie zu Besuch war.

a grossen Laudsmann erinnert,  
ihre Leser veranlassen, die  
ehmen, „der Treue gegen sich  
gegen den weiten lebendigen

hierzu bemerken kann: Die Tage  
ollendeten Reisebeschreibung sind  
ndern finden sich im Besitze des  
allen Freunden des Dichters mit

a stand vor dem wie bezaubert  
uen. Er brach einen Zweig und  
essat empfing auch diese seltene  
benden Worten des vor einigen  
atte er das Kouvert auf seinem  
tsetzen, dass das Porto 1 Thaler  
Gehelrten mit den geflügelten  
e bekomme ich eine ganze Hand  
ein Bruder Eduard erzählte, stets

m Jahre 1868, S. 57 Anmerkung.





